

Das Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) informiert im »Bulletin Info« jeweils zu Beginn des Winter- und Sommersemesters u. a. über die Arbeit und Veranstaltungen in den Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin, über neue Forschungsliteratur, Forschungsinitiativen und Forschungsfördermöglichkeiten.

Im »Bulletin Texte« veröffentlicht das ZtG Forschungsergebnisse zu verschiedenen Themen. Hier werden insbesondere Beiträge wissenschaftlicher Kolloquien sowie studentischer Abschlussarbeiten und Projekte dokumentiert.

Bezugsmöglichkeiten und nähere Informationen unter:

www.gender.hu-berlin.de/forschung/publikationen/genderbulletin/

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien Bulletin Info



Neues aus dem ZtG ~~_____~~ und aus der
HUMBOLDT-UNIVERSITÄT • **Studiengang**
Gender Studies ~~_____~~ Was machen unsere
ABSOLVENT_INNEN? Gender**bibliothek**
am ZtG ~~_____~~ Gender**KompetenzZentrum**
Graduiertenkolleg »Geschlecht als
Wissenskategorie« ~~_____~~ INITIATIVEN
in **Forschung + Lehre** • *bundesweit &*
international • *Neue* **Professor_innen**
& *wissenschaftliche* **MITARBEITER_INNEN**
stellen sich vor ~~_____~~ **Tagungen** ~~_____~~
~~_____~~ **ANKÜNDIGUNGEN** und **Berichte**
Forschungsliteratur & Rezensionen
FORSCHUNGSförderung und **-politik**

Bulletin-Info / Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien / Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 26 (2015) 51

Bulletin – Info 51

ISSN 0947-6822

Herausgeber_in und Vertrieb: Geschäftsstelle des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin
Georgenstr. 47, 10117 Berlin
Tel.: 030-2093-46200/-46201

Redaktion: Dr. Gabriele Jähnert
Kerstin Rosenbusch
Isabell Strobl

Erscheinungsweise: halbjährlich (April und Oktober)

Redaktionsschluss: September 2015

Druck: Universitätsdruckerei der HU

Umschlaggestaltung: Sabine Klopfleisch

Download unter:
<http://www.gender.hu-berlin.de/publikationen/gender-bulletins>

Neues aus dem Zentrum und der HU

G. Jähnert: Aktuelles aus dem ZtG	1
I. Pache: Neues aus den Studiengängen – SoSe 2015	4
G. Kohnke: Die Zweigeschlechterordnung als Diskriminierungsform	5
V. Graf: Wie ich eine Mentee wurde.....	8

Initiativen in Forschung und Lehre bundesweit / international

K. Hildebrandt/J. Geppert: Projekt Gender-Kompetenz für Hochschulräte	10
---	----

Neue Professor_innen / wiss. Mitarbeiter_innen stellen sich vor

Xenia v. Tippelskirch (Institut für Geschichtswissenschaften)	12
Mona Motakef (Institut für Sozialwissenschaften)	13
Katja K. Müller (Institut für Sozialwissenschaften)	14
Ellen Ronnsiek (Institut für Sozialwissenschaften)	15
Lena K. Müller / Willi (Institut für Musikwissenschaft)	16
Antonia Schmid (Institut für Kulturwissenschaft)	18
Anne Potjans (Institut für Anglistik/Amerikanistik)	19
Gundula Ludwig (Gastwissenschaftlerin am ZtG)	20

Was machen eigentlich unsere Absolvent_innen?

Jana Husmann	22
Vicki Hariet Cormesch.....	23
Astrid Staudinger	25
Corinna Schmechel.....	29

Tagungen – Ankündigungen / Berichte

<i>Ankündigung</i> : Arbeitstagung der KEG – 11.-12.2.2016; Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien – 12.-13.2.2016	32
B. Wrede/A. Fleischmann/I. Pache/T. Rietmann: Arbeitstagung der KEG, 12.-13.2.2015	40
M. M. Mayer/L. Moberg: GenderChange und unternehmerische Universität, 23.-24. April 2015.....	42
K. Walgenbach: Gastvortrag A. Messerschmidt „Sehnsucht nach Identität“, 21.5.2015	45
M. Brückner: From the Field to the Table: Investigating Gender Dynamics in Production, Marketing and Consumption of African Indigenous Vegetables in Kenya, 28./29.05.2015.....	46
A. Landero/E. Gerlach: ZtG-Kolloquium Alter(n) und Geschlecht, 25./26.6.2015.....	50

Forschungsliteratur / Rezensionen

A. Bajpai: N. Ch. Schneider/F.-M. Titzmann – „Studying Youth, Media and Gender in Post-Liberalisation India“.....	53
M. Folashade Ajayi: Anna C. Korteweg/G. Yurdakul – „The Headscarf Debates: Conflicts of National Belonging“	57
F. Brodersen: M. Laufenberg – „Sexualität und Biomacht – Vom Sicherheitsdispositiv zur Politik der Sorge“	61
E. Kalny: F. Ludin – „Enthüllung der Fereshta Ludin: Die mit dem Kopftuch“	64
B. Wolf: T. Tholen – „Männlichkeiten in der Literatur“	69

Gabriele Jähnert

Aktuelles aus dem ZtG

Veranstaltungen

Das ZtG veranstaltet vom 12.-13. Februar 2016 die 6. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien e.V. (FG) unter dem Thema „Materialität/en und Geschlecht“ und dem vorgelagert vom 11.-12. Februar die Arbeitstagung der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG)“.

Mit *Materialität/en und Geschlecht* wird ein Thema fokussiert, das seit Beginn der Frauen- und Geschlechterforschung mit wechselnden inhaltlichen und theoretischen Schwerpunktsetzungen, vielfältigen fachlichen Perspektiven und geographisch diversen Interessenlagen bis heute im Zentrum der Genderdebatte steht. In den letzten Jahren hat sich die Beschäftigung mit diesem Thema quer durch alle Disziplinen im Zuge der Sondierung der Möglichkeiten und Grenzen von Diskurstheorie und linguistic turn intensiviert und teilweise theoretisch neu ausgerichtet. Damit sollte nicht zuletzt auch aktuellen Herausforderungen wie globalen ökonomischen Krisen, politischen Umbrüchen und Kriegen, Konflikten zwischen kulturellen bzw. religiösen Wertegemeinschaften, intersektionalen Problemlagen, aber auch neuen technologischen und medizinischen Möglichkeiten und erweiterten Körper-, Geschlechter- und Sexualitätsverständnissen konzeptuell neu begegnet werden.

Auf der Tagung sollen insbesondere vier verschiedene Aspekte des Themas diskutiert werden: Körper, technische und kulturelle Artefakte, New Materia, ökonomische Verhältnisse.

Die Jahrestagung wird unter der inhaltlichen Leitung von Kerstin Palm und der organisatorischen Verantwortung von Gabi Jähnert in einem Team und in Abstimmung mit dem Vorstand der FG vorbereitet. Zum Vorbereitungsteam gehören insbesondere: Kerstin Palm, Christine Bauhardt, Felix Müller, Gabi Jähnert, Susanne Völker, Lisa Pfahl, Sabine Grenz, Inka Greusing und Göde Both.

Die Organisator_innen haben inzwischen in einem blind-review-Verfahren aus einer Fülle von eingegangenen Einsendungen auf den Call for Papers die für das Tagungsthema besonders einschlägigen Beiträge ausgewählt und zu einem ersten Programmentwurf zusammengestellt (s. S. 32).

Die Jahrestagung der KeG (Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum) am 11./12.2. bietet wieder die Möglichkeit, inhaltliche und hochschulpolitisch brisante Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen zu erörtern. Anhaltendes Grundanliegen

der KEG ist der qualifizierte Erfahrungsaustausch zwischen den institutionalisierten Einrichtungen im deutschsprachigen Raum. Er soll zur diagnostischen Sicht auf Trends und Fallen der Hochschulentwicklung verhelfen und dazu beitragen, Formen und Strategien der Institutionalisierung zu reflektieren und weiter zu entwickeln. Die Vorbereitung der kommenden 14. Arbeitstagung liegt in den Händen der Srecher_innen Ilona Pache (ZtG) Birgitta Wrede (Bielefeld), Alexander Fleischmann (Wien) und Tanja Rietmann (Bern).

Rückblick

Im Sommersemester veranstaltete das ZtG in Zusammenarbeit mit Elisabeth Reitinger vom Institut für Palliative Care und Organisations-Ethik der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt ein Kolloquium zu einem sehr spannenden und intensiv diskutierten Thema: Alter(n) und Gender, dessen Ergebnisse voraussichtlich die Basis für einen geplanten Sammelband bilden sollen (s. S. 50).

Außerdem kamen Mitglieder des ZtG zu insgesamt drei Zukunftswerkstätten zusammen. Hier stellten sie ihre gegenwärtigen und mittelfristigen Vorhaben in den Gender Studies vor und diskutierten das Selbstverständnis und die Entwicklungsperspektiven sowie Visionen des ZtG. Diese Verständigung war vor dem Hintergrund der Strukturplanungen an der HU und der internen Diskussionen um eine rassismuskritische Professur sehr produktiv. Dieser Verständigungsprozess bestärkte den vielfach geäußerten Wunsch, das ZtG wieder verstärkt als Institution und Begegnungsraum für theoretische interdisziplinäre wissenschaftliche Auseinandersetzungen im Feld der Gender Studies zu nutzen und damit einen Diskussions- und Lernraum für viele zu schaffen bzw. zu erhalten.

Die Diskussionen um Visionen, insbesondere um antirassistische Politiken und wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit verwobenen Rassismen, sowie die Umsetzungsmöglichkeiten des ZtG als Institution sollen im Wintersemester fortgesetzt werden.

Publikationen

Die Ergebnisse des ZtG-Kolloquiums zu NS-Geschlechterbildern im Wintersemester 2013/14 bilden die Grundlage für das Heft 2/2016 der Feministischen Studien mit dem Titel „Nationalsozialismus und Geschlecht: Räume – Selbstzeugnisse – Erinnerungen“. Als Gastherausgeberinnen fungieren hier Sabine Kalff, Evelyn Annuß und Gabi Jähner.

In Vorbereitung befindet sich ein Bulletin – Texte Heft, das die Ergebnisse des ZtG-Kolloquiums zum Thema „Grenzziehungen von ‚öffentlich‘ und ‚privat‘ im neuen Blick auf die Geschlechterverhältnisse“ dokumentiert. Die ursprünglichen Planungen, die Bulletin – Texte zukünftig als eine Online-Zeitschrift des ZtG zu

profilieren, haben in der Zwischenzeit eine größere Dynamik im Feld in Gang gesetzt. Zunächst ist unser Vorschlag, eine solche Zeitschrift als Berliner Zeitschrift insbesondere von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung der FU Berlin mit großer Begeisterung aufgenommen worden. Gegenwärtig wird gemeinsam mit einer Arbeitsgruppe der Fachgesellschaft Geschlechterstudien und einer ähnlichen Initiative in Göttingen darüber nachgedacht, eine Online-Plattform für verschiedene Publikationen und Zeitschriften zu entwickeln. Dies würde der interdisziplinären und überregionalen Zusammenarbeit im Feld der Geschlechterforschung neue Impulse verleihen. Die Diskussion darüber wird auf einem Workshop am 20.11. in Gießen fortgesetzt und eine erste öffentliche Diskussion dieses Vorhabens wird hoffentlich auch auf der Jahrestagung der FG am 12./13.2.2016 hier in Berlin erfolgen.

Personalia

Wir freuen uns über Verstärkung der Gender Studies im Mittelbau in verschiedenen Fächern und Instituten und begrüßen ganz herzlich aus der Soziologie die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen Mona Motakef, Katja K. Müller und Ellen Ronnsiek, aus der Amerikanistik Anne Potjans sowie – leider nur mit kurzen Verträgen – aus der Musikwissenschaft Katja K. (Willi) Müller und der Kulturwissenschaft Antonia Schmid. Xenia von Tippelskirch stärkt als Juniorprofessorin schon seit einigen Semestern sehr engagiert und erfolgreich die Genderperspektiven in der Geschichtswissenschaft (Renaissance) (s. S. 12 ff.).

Das ZtG begrüßt wie in jedem Jahr wieder zahlreiche Gastwissenschaftler_innen. Im kommenden Wintersemester sind dies insbesondere Jane Messer (Macquarie University, Australia) und Gundula Ludwig (Universität Wien) (s. S. 20).

Die Juniorprofessorinnen Ulrike Auga (Theologie und Geschlechterstudien) und Ina Kerner (Diversity Politics) sind im kommenden Wintersemester eingeladen, ihre Forschung und Lehre im Ausland fortzusetzen. Ina Kerner wird als Gastprofessorin am Center of Excellence in Gender Studies der Quaid-i-Azam-University in Islamabad arbeiten, finanziert von der Pakistanischen Higher Education Commission im Rahmen eines „Short Term Foreign Faculty Hiring Program (SFHP)“. Ulrike Auga gewann das renommierte Research Fellowship am Center of Theological Inquiry, Princeton, USA, und wird dort für zwei Semester 2015-16 im interdisziplinären Forschungsprogramm „The Search for Life in the Universe“ mit dem Thema „Life and Visuality in Space Images. A Contribution to the Epistemological Foundations of Astrobiology“ forschen, vgl. www.ulrikeauga.com und www.ctinquiry.org/program.

Wir freuen uns – als Vertretung von Ulrike Auga –, Farah Zeb aus Exeter begrüßen zu können.

Ilona Pache

Neues aus den Studiengängen Sommersemester 2015

AG Lehre

Seit einigen Semestern gibt es in den Gender Studies herausfordernde Dynamiken, die insbesondere in Lehrveranstaltungen auftreten, die etwa Rassismus und Sexismus oder andere Diskriminierungsverhältnisse thematisieren. Die AG Lehre reagierte darauf und möchte beitragen, diese Spannungen bzw. Konflikte besser zu verstehen. Sie möchte einen Austausch anregen, im Einzelfall Beratung sowie allgemeine Orientierung anbieten, um den komplexen Lehr- und Lernraum Gender Studies kreativ und produktiv weiterzuentwickeln. Zwei Ziele, nämlich gute Lehre und Diskriminierungskritik, sollen wechselseitig Bestärkung finden.

Vor diesem Hintergrund begann im Wintersemester 14/15 die Arbeit an einer Toolbox „Grundlagen für gute Lehre und Diskriminierungskritik“. Ziel der Toolbox ist die Bereitstellung von Vorschlägen und Anregungen für die Vorbereitung, Gestaltung, Durchführung und Evaluation von Lehrveranstaltungen. Zu Beginn des Sommersemesters 2015 wurden erste Ergebnisse der Sub-AG „Materialauswahl“ vorgestellt und diskutiert. Zum Ende des Semesters brachte Urmila Goel das Konzept „Fehlerfreundlichkeit“ ausführlicher ein. Erhellend war zudem die Verständigung über eine von dem Migrationspädagogen Paul Mecheril u.a. in Oldenburg organisierte Tagung, die die Verdoppelung von Diskriminierungsverhältnissen als Gegenstand und Bedingung von Bildungsprozessen bearbeitete. Aus der Tagung ging hervor, dass die Thematisierung von Diskriminierung in den verschiedensten Bildungssettings (Schule, Fortbildungen, Training, Hochschule) sehr häufig mit spezifischen Spannungsverhältnissen und didaktischen Herausforderungen einhergeht. Im Vergleich mit anderen Bildungskontexten jedoch sind die didaktischen Spielräume, um Dilemmata zu bearbeiten, mit Blick auf Reglementierungen wie Zeitvorgaben, Modulstrukturen und Prüfungszwänge an der Hochschule besonders eng.

Eine weitere Aufgabe war der direkte Austausch mit Lehrenden über verschiedene Fragen zur Lehre und zu spannungsreichen Seminarsituationen. Dabei wurde sichtbar, dass Lern- und Lehrprozesse in den Gender Studies vor allem in diskriminierungskritischen Zusammenhängen besonders anspruchsvoll sein

können. Ein grundlegendes Verständnis für die weitreichenden Lern-Herausforderungen, die Gender Studierende (Lernkrisen) erleben, erschien als wichtige Voraussetzung für eine gelingende Didaktik. Auch die Lehrenden der Gender Studies können sich mit ungewohnten Herausforderungen konfrontiert sehen, wenn sich die Lehrveranstaltung in den Gender Studies als heterogener und politisierter akademischer Lehr-Lern-Kontext erweist.

Im kommenden Wintersemester will die AG Lehre erste Arbeitsergebnisse und Erkenntnisse zur Toolbox im Rahmen einer Lehrkonferenz mit Lehrenden und Studierenden diskutieren.

Preis für gute Lehre

Beim von der KSB ausgelobten Preis für gute Lehre zum Thema „Übergänge“ waren die Gender Studies im Sommersemester 2015 doppelt erfolgreich. Cash Hauke gewann mit seinem Tutorium „Einführung in den MA Gender Studies“ einen von zwei ersten Plätzen. Christine Bauhardt belegte mit ihrem BA Seminar „Zeit und Gender“ den dritten Platz. Die Preise wurden bei der Absolvent_innenfeier der KSB feierlich vergeben.

Gabriel Kohnke

Die Zweigeschlechterordnung als Diskriminierungsform

Zwei Geschlechter, zwei Gender, Zweigeschlechterordnung, Zweigenderung.

Es gibt viele Namen und viele Konzepte für die *weiße*¹, westliche Idee, dass alle Wesen (aber auch Eigenschaften, Farben und Berufe) in zwei Geschlechter einzuteilen seien.

Gemeinsam ist diesen Begriffen und Konzepten, dass sie versuchen, eine Sichtweise auf die Welt zu bezeichnen, erklären und analysieren, die als „normal“ gilt. Diese kann und sollte, so ist das Ergebnis des Projektstudiums „Zweigenderung – diskursive Herstellung, gesellschaftliche Wirkungsweisen, aktivistische Re_aktionen“ als Diskriminierungsform verstanden werden.

Das Projektstudium wurde von mir im Wintersemester 2014/2015 und Sommersemester 2015 angeleitet.

¹ Die Schreibweise *weiß* als klein und kursiv, soll zeigen, dass die *weiße* Position durch (kolonial-) rassistische Strukturen von Gesellschaften zur privilegierten Positionierung gemacht wurde. Siehe „Was tun? Sprachhandeln – aber wie?“, Broschüre der AG Feministisch Sprachhandeln der Humboldt-Universität zu Berlin.

Wesentliche Fragen, die sich die Gruppe aus durchschnittlich 25 Teilnehmenden stellte, waren: Wer wird von der Idee, dass es die zwei Geschlechter „Mann“ und „Frau“ gibt, privilegiert? Wer wird diskriminiert? Auf welche Weise geschehen diese Prozesse? Und: Inwiefern hängt die Antwort auf die ersten beiden Fragen mit anderen Diskriminierungsformen wie Rassismus, Klassismus, (Psycho)pathologisierung, BeHinderung² zusammen und inwiefern verändert sich diese je nach Positionierung einer Person?

Zu jeder Sitzung wurde ein Text aus dem akademischen oder aktivistischen Bereich gelesen (wobei ich dies nicht als Dichotomie verstanden sehen möchte). Die Sitzungen bestanden aber nicht aus der Diskussion dieser Texte. Jede Sitzung war ein von mir gestalteter interaktiver Workshop, in dem das Thema mit Methoden aus dem Bereich der Erwachsenenbildung bearbeitet wurde.

Um uns den genannten Fragen anzunähern, besprachen wir verschiedene Konzepte und näherten uns diesen aus verschiedenen Perspektiven. Ich möchte den Inhalt einer Sitzung exemplarisch darstellen, da nur so ein gewisses Konkretisierungs-niveau erreicht werden kann:

Dass die Zweigeschlechterordnung als ein Konstrukt betrachtet werden kann, ist spätestens seit Judith Butler eine weitverbreitete Perspektive. In der Sitzung vom 26.11.14 waren die Studierenden eingeladen, die Idee des Konstrukts und der Dekonstruierung konkret auf die Zweigeschlechterordnung anzuwenden, wie auch auf andere Konstrukte (die als Machtverhältnisse oder Diskriminierungsformen zu betrachten sind) zu übertragen.

Die Studierenden waren in der Sitzung vom 26.11.14 mit Hilfe der Methode der Stillen Diskussion dazu eingeladen, sich bezüglich jedes der fünf Konstrukte/Machtverhältnisse/Diskriminierungsformen Zweigeschlechterordnung, Rassismus, BeHinderung, Psychopathologisierung und Lookismus als eine Form der Körpernormierung folgende Fragen zu stellen:

Bin ich von den Normen, die dieses Konstrukt nach sich zieht, positiv oder negativ betroffen³?

² Die Schreibweise BeHinderung mit einem großen „H“ in der Mitte des Wortes soll auf die aktive Tätigkeit der Gesellschaft des Menschen durch bestimmte Normen Hindernis hinweisen, die BeHinderung erst entstehen lassen. BeHinderung wird folglich nicht als Eigenschaft von Menschen oder Körpern begriffen. Siehe „Was tun? Sprachhandeln – aber wie?“, Broschüre der AG Feministisch Sprachhandeln der Humboldt-Universität zu Berlin.

³ Von einem Machtverhältnis positiv betroffen sein bedeutet, durch es Privilegien zu erhalten. Von einem Machtverhältnis negativ betroffen zu sein, bedeutet, durch es Diskriminierung ausgesetzt zu sein. Alle Menschen sind von allen Machtverhältnissen auf die eine oder andere Weise betroffen. Dies kann in verschiedenen Situationen verschieden sein. Eine Person, die ein Machtverhältnis nicht spüren kann, hält sich in der Regel für nicht betroffen. Sich nicht als betroffen wahrnehmen, ist in der Regel ein deutliches Zeichen für Privilegierung.

Wenn ja, wie äußert sich das in meinem Alltag?

Was möchte ich (als negativ betroffene oder diskriminierte Person) möglichen Verbündeten im Kampf gegen diese Normen und die von diesen Normen ausgehenden Diskriminierungsformen mitgeben?

Wann reproduziere ich (als positiv betroffene oder privilegierte Person) die Norm und reproduziere damit Diskriminierung? Wie will ich damit umgehen? Was tue ich, um dies zu reduzieren?

Im Nachgang wurden die im Rahmen der Stillen Diskussion auf Plakaten anonym niedergeschriebenen Antworten gelesen, von der Gruppe diskutiert und als Grundlage für erste Überlegungen zu Interventionen in diese Diskursgebiete genutzt.

Übungen wie diese wurden durchgeführt, da am Ende des Tutoriums Projekte entstehen sollten, die für Menschen der unterschiedlichsten Positionierungen wirksam sein sollten. Dies bedeutet, sie sollten möglichst intersektional sein und möglichst wenige Ausschlüsse reproduzieren. Aus diesem Grund wurden die Teilnehmenden im Tutorium dazu eingeladen, alles, was sie jemals für „normal“ angesehen hatten, zu hinterfragen, sich damit zu beschäftigen, wie sich dieses „normal“ herstellt und wer damit zum „anderen“ und „abweichenden“ wird (was ich als queerfeministische Perspektive auf Welt verstehe).

Aus meiner Perspektive war damit das Projektutorium selbst Projekt des Tutoriums, da es die Teilnehmenden für die verschiedensten Macht- und Diskriminierungsverhältnisse sensibilisieren sollte. Die Durchführung des Tutoriums hatte also meinerseits einerseits zum Ziel, die Teilnehmenden dazu zu befähigen, beispielsweise Interventionen, (Sprach)Handlungen oder Politiken darauf hin zu betrachten, für welche Positionierungen diese welche Konsequenzen hat, da eine wie auch immer geartete Intervention für die eine Gruppe normdekonstruierend und damit evtl. erleichternd/ermutigend und gleichzeitig für eine andere Gruppe normreproduzierend und damit evtl. diskriminierend sein kann. Andererseits war das Ziel des Projektutoriums, die Teilnehmenden selbst zur Einmischung und Intervention in Diskurse zu befähigen. Hierzu fanden mehrere Workshops zur Ideenfindung und -konkretisierung statt sowie ein 4-stündiger Grafik-Workshop, der die Teilnehmenden dazu befähigte, eigenständig Flyer und Postkarten mit selbst erdachten Motiven und Texten zu erstellen.

Anhand der Evaluation, die ich in der letzten Sitzung durchführte, und anhand der entstandenen und zur Zeit des Verfassens dieses Artikels im August 2015 noch in der weiteren Umsetzung befindlichen Flyer und Postkarten, kann gesagt werden, dass dies im vollen Umfang gelungen ist.

Ich danke dafür allen Teilnehmenden des Projektstudiums für ihre große Offenheit, für ihre inspirierenden Gedanken und das außerordentliche Engagement, dass sie in jeder Phase des Tutoriums zeigten.

Viktoria Graf

Wie ich eine Mentee wurde

Im Winter 2013 flatterte der Flyer vom Mentoring-Programm in meinen Briefkasten. Mitten im ersten Mastersemester der Gender Studies, meinem absoluten Wunsch-Traum-Studium. Post von der Uni war also eine positive Überraschung. Das Faltblatt, das Marianne Kriszio jedes Jahr an uns Studis verschickt, stellt das seit 2010 stattfindende Mentoring-Programm als zusätzliches Angebot des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien vor. Sein Ziel: der Einblick in die beruflichen Tiefen und Weiten, ohne Praktikant*in zu sein. Welche Chancen habe ich auf dem Arbeitsmarkt? Was kann ich am besten und worauf will ich auf keinen Fall verzichten? Um das herauszufinden und einen der 15 Mentee-Plätze zu ergattern, bedarf es – ganz offiziell – eines Motivations- und Bewerbungsschreibens. Mir machte das Sorgen: Was, wenn mein ganzer Jahrgang mitmacht und meine Gründe unter denen der anderen untergehen? Nur nicht entmutigen lassen. Kurze Zeit später fand ich mich zusammen mit zehn angehenden Mentees beim ersten Vorbereitungstreffen. Am runden Tisch, wie es sich für Augenhöhe-Gespräche gehört. Frau Kriszio, die das Programm seit Jahren leitet, erzählte uns von Anfängen und anderen Teilnehmer*innen, von Erwartungen und natürlich auch von Grenzen. Bezogen auf Geisteswissenschaftler*innen allgemein heißt es oft, die Jobsuche wäre desillusionierend und besonders im viel diskutierten und nicht unumstrittenen Geschlechterstudium stünde frau*man vor verschlossenen Berufseinstiegsportalen. Studis der ersten Gender-Generationen riefen das Programm einst eigeninitiativ ins Leben: Sie suchten sich Mentor*innen, fühlten sich in deren Berufe ein, begleiteten sie beim „Shadowing“ und erwarben so die wertvolle Erfahrung, an die kein Praktikum heranreicht. Die Mentor*innen sprachen offen über Zick-Zack-Biografien, Freuden und Hürden, Vereinbarkeitsstress und professionelle Erfüllung. Manche wurden sogar zu Freund*innen. Das Mentoring-Programm war etabliert.

Auf die entspannten Vorbereitungstreffen mit Marianne Kriszio folgte ein intensives Berufs-Profiling mit Regina Michalik, Job-Coach, Beraterin und Autorin. Sechs Stunden am Stück und das zweimal. Klingt anstrengend. Das war es auch: Niemand war es gewohnt, sich mit den eigenen Stärken und Schwä-

chen so ausführlich auseinanderzusetzen. Gelohnt hat es sich allemal. Uns erwartete ein Feuerwerk an Methoden: von kreativem Schreiben, über Mindmaps in allen Formen und Farben, bis hin zu Gruppenfeedback und Einzelinterviews. Ich fand heraus, dass ich sehr viel mehr kann und schon gemacht habe, als mir bewusst war. So ging es allen. Empowerment durch und durch. Erfüllt davon ging ich auf Mentor*innensuche. Durch einen Frauenstammtisch traf ich auf Barbara Engel. Taff. Durchsetzungsstark. Und: stellvertretende zentrale Frauenbeauftragte der TU Berlin. Es hat sofort gepasst! Die Mentoring-Vereinbarung war schnell unterschrieben. Der Vorhang des ZFA-Büros hob sich. Als ehemalige TU-Studentin war ich bis in die Haarspitzen gespannt. Barbara bot mir das „All-Inclusive“-Paket: persönliche Treffen mit ihr und anderen Mitarbeiterinnen, Einblicke in die Organisation von Großveranstaltungen und jede noch so kleine Facette ihres Amtes. Mir war klar, dass ich nach meinem Studium nicht einfach so ein Wahlamt antreten könnte. Aber wann wäre es für mich noch möglich zu sehen, welche Funktionen damit einhergehen? Bei jedem Treffen lernte ich dazu. Barbaras Biografie ist geprägt vom feministischen Engagement und verlief alles andere als geradlinig. Sie gestand mir, dass mein Gender-Studium sie früher auch sehr gereizt hätte. Perfekte Bedingungen für einen Austausch. Bei der Frauenvollversammlung packte ich mit an und war aktiver Teil der Planung. Ich sprach mit Projektleiterinnen, jungen Mitarbeiterinnen und „alten Häsinnen“. Ich war erstaunt, wie offen diese Frauen mit mir über ihr Leben und ihren Werdegang sprachen. Bewundernswert und bestärkend. Die Zeit raste davon. Schon stand die Abschlussveranstaltung an, für Mentor*innen und Mentees gab es Zertifikate. Der Abschied wäre sicher schwer gefallen, wenn Barbara und ich diesen Missstand nicht umgingen. Wir beschlossen nämlich, keinen Punkt zu setzen. Vor ihr liegt noch ein Jahr voller Wahlversprechen. Barbara ist ehrgeizig. Sie will alle Frauen an der Uni fördern. Besonders die, die bislang vergessen wurden: Mitarbeiterinnen in Technik und Verwaltung. Sie will geschlechtergerechte Sprache an der TU und noch einiges mehr. Realistisch mit Hang zum Perfektionismus – sie und ich haben viel gemeinsam. Für mich ist nach einem Jahr Frauenförderung klar: Da will ich auch hin. Es muss noch so viel getan werden und ich bin bereit, meine Ideen auch gegen Widerstände durchzusetzen, ganz genau so, wie es mir in meinem Gender-Studium in die Wiege gelegt wurde.

Karin Hildebrandt, Jochen Geppert

Neues Gender-Projekt an der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin

Gender-Kompetenz für Hochschulräte (GeKo HR) –

Durchsetzung von Chancengerechtigkeit für Frauen an Hochschulen durch Kompetenzentwicklung für Hochschulräte

Hochschulräte sind Gremien, die die Hochschule in der strategischen Entwicklung beraten, eine Aufsichtsratspflicht übernehmen und durch die teilweise externe Besetzung die Anliegen der Gesellschaft in die Hochschule tragen sollen. Im Fall der HU heißt das entsprechende Gremium Kuratorium.

Die Befugnisse und Bezeichnungen dieser Gremien sind von Bundesland zu Bundesland unterschiedlich (geregelt in den Landeshochschulgesetzen). Sie können sich auf die Wahl der Hochschulleitung oder die Festlegung von Denominationen der Professuren beziehen. Im Fall der HU ist das Kuratorium z.B. zuständig für die Feststellung des Haushaltsplanes, für strukturverändernde Maßnahmen wie die Schaffung oder Aufhebung von Zentralinstituten oder Fachbereichen, für die Besetzung der Position des/der Präsidenten/Präsidentin.

Da Quotenregelungen die Zusammensetzung der Hochschulräte nur teilweise bestimmen, damit auch nicht automatisch Gleichstellungsprobleme Akzeptanz haben, besteht der Bedarf, die Mitglieder dieses Leitungsgremiums in ihrer Kompetenz zu stärken, Gleichstellungspolitik auch konkret umsetzen und damit Gleichstellung der Geschlechter sicherzustellen.

Ziel des Projektes „Genderkompetenz für Hochschulräte“ ist es, die Mitglieder von Hochschulräten als Akteure und Akteurinnen für den gleichstellungspolitischen Wandel zu gewinnen, indem ein Beitrag zur Kompetenzentwicklung unabhängig vom Geschlecht angestrebt wird. Dies soll durch die Vermittlung von Gleichstellungswissen zu ausgewählten, konkreten Aufgabenbereichen von Hochschulräten erreicht werden, wie z.B. welche Gleichstellungsaspekte es bei Struktur- und Entwicklungsplänen, Jahresberichten, Ziel- und Leistungsvereinbarungen zu beachten gibt.

Das Projekt fußt dabei auf der Erkenntnis, dass diejenigen, die an entscheidender Stelle die Strukturen von Hochschulen mitprägen, oft unsensibel in Gleichstellungsfragen sind.

GeKo HR wird diese Qualifizierungsoffensive mit Unterstützung des Forums Hochschulräte des Deutschen Stifterverbandes und im Rahmen eines eintägigen

Vernetzungstreffens für Hochschulräte aus ganz Deutschland an der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin im Frühjahr 2016 umsetzen.

Das Forum Hochschulräte des Stifterverbandes und der Heinz Nixdorf Stiftung – die derzeit bestehende Austauschplattform für Hochschulräte, die in Kooperation mit dem CHE Zentrum für Hochschulentwicklung besteht – hatten bisher Gleichstellungsaspekte kaum im Blick. Aus diesem Grund füllt dieses Vorhaben eine bestehende Lücke, indem es Hochschulräte (externe, interne Mitglieder) fit macht im Bereich Gleichstellung. Sie werden damit zu kompetenten Partnern und Partnerinnen bei der Durchsetzung von Chancengerechtigkeit an Hochschulen. Kompetenzentwicklung für Mitglieder von Hochschulräten bedeutet, nicht bei einem angeblichen Defizit von Frauen im Hochschulbereich anzusetzen, sondern bei denen, die Strukturen von Hochschulen entscheidend mitprägen und oft gleichstellungsblind handeln, in diesem Fall: die Hochschulräte. Eine erfolgreiche Gleichstellungspolitik an Hochschulen braucht viele Akteure und Akteurinnen, die sich für die Gleichstellung der Geschlechter kompetent einsetzen, insbesondere die Leitungsorgane. Neue Organe dürfen dabei nicht vergessen werden.

Nach Abschluss des Vorhabens werden eine Handreichung und fünf „fact sheets“ an die Vorsitzenden der Hochschulräte aller Hochschulen zur Verteilung an die Mitglieder versendet.

Ebenso werden die Präsidentinnen bzw. Präsidenten der Hochschulen und die Zentralen Gleichstellungsbeauftragten als wichtige Gleichstellungsakteurinnen in das Vorhaben integriert und ihre Kompetenz einbringen. Zudem werden für die Verbreitung der Ergebnisse des Projekts GeKo HR auch die Informationskanäle des Forums Hochschulräte genutzt, wie z.B. der Newsletter des Forums Hochschulräte.

Das Projekt wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung aus dem Förderbereich „Strategien zur Durchsetzung von Chancengerechtigkeit für Frauen in Bildung und Forschung“ finanziert.

Kontakt:

Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin, Fachbereich 3: Allgemeine Verwaltung, Alt-Friedrichsfelde 60, 10315 Berlin

Dr. Karin Hildebrandt, e-mail: karin.hildebrandt@hwr-berlin.de

Dipl.-Psych. Jochen Geppert, e-mail: jochen.geppert@hwr-berlin.de

Xenia von Tippelskirch

Juniorprofessorin am Institut für Geschichtswissenschaften (Geschichte der Renaissance) der Philosophischen Fakultät I der HU

Seit dem Wintersemester 2013/14 unterrichte ich an der HU als Juniorprofessorin am Institut für Geschichtswissenschaften. Studiert habe ich in Freiburg, Pavia und Mailand, promoviert habe ich in Florenz am Europäischen Hochschulinstitut; habe dann als Postdoc an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris geforscht und war anschließend als Assistentin am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte/Geschlechtergeschichte an der Ruhr-Universität Bochum beschäftigt.

Sowohl in der Forschung als auch in der Lehre spielen geschlechtergeschichtliche Fragestellungen für mich stets eine große Rolle. Schwerpunkte meiner Lehrveranstaltungen sind die Wissens-, Frömmigkeits- und Körpergeschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Dabei möchte ich historisch-anthropologische Ansätze vermitteln und Interesse wecken für Studien zur materiellen und religiösen Kultur Europas. Ich unterrichte insbesondere die Geschichte des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Italiens und Frankreichs, berücksichtige jedoch auch die Geschichte des restlichen Europas. Interdisziplinäre Veranstaltungen und Exkursionen zu den Renaissancestädten (Florenz und Venedig) stehen so neben Seminaren zur Geschichte der Geburt, zur Geschichte von Klöstern im frühneuzeitlichen Europa u.a. Der epochale Zuschnitt meiner Juniorprofessur macht es möglich, sowohl die „großen KlassikerInnen“ der Frauen- und Geschlechtergeschichte neu zu lesen als auch neuere Forschungstrends zu verfolgen und den Studierenden gleichzeitig neue Wissensfelder zu eröffnen. Um historische Zugänge im Rahmen von Geschlechterstudien deutlicher sichtbar zu machen, habe ich im vergangenen Wintersemester gemeinsam mit meinen Kolleginnen Kerstin Palm und Ilaria Hoppe eine Ringvorlesung zur Einführung in die Geschlechtergeschichte organisiert. Wir verfolgten dabei in erster Linie das Ziel, Forschungen aus dem Berliner Raum zu bündeln und einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Ähnliche Veranstaltungen hoffe ich auch in Zukunft ins Leben rufen zu können.

In meinen Forschungen habe ich mich intensiv mit der geschlechterspezifischen Kontrolle von Zugängen zu Wissensbeständen und -praktiken beschäftigt. So stand bereits im Fokus meiner Doktorarbeit das Thema der zunehmenden Kontrolle, der sich italienische Leserinnen im 16. und frühen 17. Jahrhundert ausgesetzt sahen. Kaum eröffnete die Erfindung des Buchdrucks größeren LeserInnenkreisen den Zugang zum geschriebenen Wissen, setzten Kontrollmechanismen ein. Interessant erscheint dabei, wie sich diese entwickelten und wie

Leserinnen konkret damit umgehen; wurden doch so die Beziehungen zwischen Frauen und Männern neu gedeutet und festgeschrieben. Eine zentrale Rolle spielte für die Frühe Neuzeit der Zugang zu religiösem Wissen, dies spiegelt sich nicht zuletzt auch in der frühneuzeitlichen Geschlechterordnung. Gegenwärtig arbeite ich an einer *histoire croisée* zur Geschichte mystischer Bewegungen im frühneuzeitlichen Frankreich und im Alten Reich. Diese Untersuchungen stehen im Kontext eines größeren, von mir mitbegründeten ForscherInnen-Netzwerkes zum religiösen Dissens im frühneuzeitlichen Europa. Ich interessiere mich dabei besonders für das Phänomen spiritueller Kindheit. In einer Reihe von pointierten Fallstudien rekonstruiere ich den spezifischen religiösen Wissensaustausch über sprachliche und konfessionelle Grenzen hinweg, der neue Rollenzuschreibungen für Männer und Frauen denkbar und teilweise auch konkret möglich gemacht hat.

Mona Motakef

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der HU

Seit März 2015 bin ich wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften am Lehrstuhl für Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse (Prof. Dr. Christine Wimbauer).

Meine Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Geschlechterforschung, soziale Ungleichheit, Erwerbs- und Sorgearbeit, Soziologie der Paar- und Nahbeziehungen, Soziologie der Körper und der Biopolitik/Bioökonomie, Kulturosoziologie und Qualitative Methoden (Diskursanalyse und Hermeneutische Methoden).

Am Institut für Sozialwissenschaften bin ich im DFG-Projekt „Ungleiche Anerkennung? ‚Arbeit‘ und ‚Liebe‘ im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter“ beschäftigt. Wir entwickeln dort einen weiten Prekarisierungsbegriff, der subjektive Perspektiven und die Wechselwirkungen von Erwerbsarbeit und Paar- und Nahbeziehungen ins Zentrum stellt. Nicht zuletzt fragen wir, was Prekarisierung für Sorgebeziehungen und Selbstsorge bedeutet.

Im Frühling dieses Jahres erschien meine Einführung zu „Prekarisierung“ (Bielefeld: transcript), in der ich die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Blick auf ihre Vorzüge, Grenzen, Potenziale und Ausschlüsse diskutiere. Zusammen mit Christine Wimbauer und Julia Teschlade beschäftige ich mich

zudem mit dem Zusammenhang von Prekarisierung und den jüngsten Attacken auf die Geschlechterforschung und Politiken der Gleichstellung.

In meiner Dissertation (an der LMU München) beschäftigte ich mich mit der Frage, wie sich die Verfügbarkeit von Körpern und die Veräußerbarkeit von Subjekten im Diskurs der Organspende verändert hat, seit der Organmangel zum Dreh- und Angelpunkt der Auseinandersetzung um Organtransplantationen geworden ist. Gabentheoretisch eingebettet las ich Forschungen zur sogenannten Organspendebereitschaft quer und diskutierte Werbekampagnen, die bestimmte ‚Ethnien‘ und ‚Geschlechter‘ adressierten. Über Organspende hinausgehend interessiert mich, wie sich Bioökonomie verändert und dabei unser Verständnis von Arbeit, Sorge, Körper und Leben herausfordert.

Bevor ich an die HU Berlin kam, habe ich an der Eberhard Karls Universität Tübingen, dem Kings College London, der Universität Duisburg-Essen, dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, dem Deutschen Institut für Menschenrechte Berlin und der Carl v. Ossietzky Universität Oldenburg geforscht und gelehrt. Ich freue mich sehr über meine/unsere Rückkehr nach Berlin und den Austausch mit alten und neuen Kolleg_innen an der HU und darüber hinaus.

Katja Müller

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der HU

Seit 1. April 2015 bin ich wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Soziologie der Arbeit und der Geschlechterverhältnisse bei Prof. Dr. Christine Wimbauer. Hierbei handelt es sich aus zweifacher Sicht um eine Rückkehr. Zum einen habe ich nun die Gelegenheit die inspirierende Zusammenarbeit mit Christine Wimbauer fortsetzen zu können, zum anderen ist es auch eine Rückkehr an die Humboldt Universität, an der ich bereits Gender Studies und Soziologie studiert habe.

Bereits als studentische Hilfskraft war ich Mitarbeiterin in der von Christine Wimbauer geleiteten Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe „Liebe, Arbeit, Anerkennung und Ungleichheit in Doppelkarriere-Paaren“ am Wissenschaftszentrum Berlin. Hier arbeitete ich im Teilprojekt Arbeitsorganisationen, welches qualitative Organisationsfallstudien zum Umgang mit (Doppelkarriere)Paaren durchführte. Die hier durchgeführten Interviews inspirierten mich zu meiner Magisterarbeit, in welcher ich mich mit Karrierechancen für Frauen und Männer

unter den Aspekten des Wandels von Arbeit innerhalb von Unternehmen beschäftigt habe.

Von 2012 bis 2015 war ich Mitarbeiterin im deutsch-französischen Forschungsprojekt „Die Metamorphosen der Gleichheit II“ an der Universität Potsdam (Leitung: Prof. Dr. Theresa Wobbe). Auch in diesem Projekt beschäftigte mich weiterhin der Zusammenhang von Arbeit und Geschlecht, dies unter einem historisch-, wissenssoziologischen Blickwinkel und im Ländervergleich Deutschland und Frankreich. Vor dem Hintergrund dieses Forschungsprojektes möchte ich in meiner Dissertation mittels eines wissenssoziologischen-diskursanalytischen Zugangs der Frage nachgehen, wie Verschränkungen zwischen den Kategorien Geschlecht und Arbeit in den Bereichen von Recht und Politik hergestellt, verändert oder stabilisiert werden. Kann heute von einer Gleichheit der Geschlechter in Arbeitskontexten ausgegangen werden oder bleiben Ungleichheiten bestehen, werden verschoben oder neu generiert? Die Ergebnisse sollen Hinweise darauf liefern, inwiefern die Konstruktion von Geschlecht (Geschlechterrollen, Arbeitsteilung etc.) mit der Konstruktion von Arbeit (Flexibilisierung, Deregulierung etc.) zusammenhängt.

Im WS 2015/16 gebe ich ein Seminar zum Wandel der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse. Hier geht es u.a. um folgende Fragen: Wie hängt die Organisation von Arbeit mit der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zusammen? Welche Konsequenzen ergeben sich aus diagnostizierten Wandlungerscheinungen im Bereich von Arbeit (Flexibilisierung, Ökonomisierung, Subjektivierung) für die gesellschaftliche Organisation von Arbeits- und Geschlechterverhältnissen?

Ellen Ronnsiek

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der HU

Schon während meines Soziologie-Studiums an der Universität Duisburg-Essen habe ich mich der qualitativen Sozialforschung verschrieben und meine Forschungsinteressen entwickelt: Prekarisierung und Geschlecht, soziale Ungleichheit, Erwerbs- und Reproduktionsarbeit sowie Wohlfahrtsstaat und Sozialpolitik. Unmittelbar nach meinem Abschluss im Master of Arts im Mai 2014 folgte ich Prof. Dr. Christine Wimbauer an die Eberhard Karls-Universität Tübingen, um mich Fragen rund um das Thema Prekarisierung und Geschlecht zu widmen. Seither bin ich wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt

„Ungleiche Anerkennung? ‚Arbeit‘ und ‚Liebe‘ im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter“, das sich unter der Leitung von Christine Wimbauer Paaren und Personen ohne Paarbeziehung widmet, die atypisch (also flexibel, in Teilzeit oder geringfügig, oder mit geringem Einkommen) beschäftigt sind. Gemeinsam mit Dr. Mona Motakef untersuchen wir die subjektiven Wahrnehmungen und Deutungen der Befragten im Hinblick auf das Verhältnis von (Erwerbs-) Arbeit und ‚Liebe,. Mit unserem Wechsel an die Humboldt-Universität zu Berlin wird uns die Ehre zuteil, dieses Forschungsprojekt in der schönen und kreativen Hauptstadt weiterzuführen.

Im Rahmen dieses Projektes ist auch mein Promotionsvorhaben angesiedelt: Mit Fokus auf den ‚gesamten Lebenszusammenhang‘ frage ich danach, wie Personen ohne Paarbeziehung ihr Verhältnis von Arbeit und Leben wahrnehmen. Der Blick richtet sich dabei auf die sozialen Beziehungen und besonders auf die – bisher wenig systematisch erforschten – Freundschaftsbeziehungen der Befragten. Während sich das gesamte Forschungsprojekt mit den Wechselwirkungen von prekärer Beschäftigung und Nahbeziehungen (Paarbeziehungen, Familie, Freundschaften) bei Personen mit und ohne Paarbeziehung beschäftigt, werden im Promotionsvorhaben Personen ohne Paarbeziehung fokussiert. Vor dem Hintergrund, dass diese Personen nicht über die idealtypische Anerkennungsform ‚Liebe‘ im Bereich von Paarbeziehungen verfügen, soll erarbeitet werden, ob Freundschaften und Familienbeziehungen Unsicherheiten und mögliche Anerkennungsdefizite aus der Erwerbssphäre kompensieren können oder ob diese ebenfalls prekär werden. Dabei sollen auch mögliche Geschlechtervorstellungen der Befragten berücksichtigt werden.

Mit Blick auf meine Zukunft an der Humboldt-Universität freue ich mich auf einen regen Austausch mit Kolleg_innen an der HU und im ZtG.

Lena Jade Müller/Willi

Wissenschaftliche/r Mitarbeiter/in am Institut für Musikwissenschaft und Medienwissenschaft der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der HU

Wenn Sprache die Norm kultureller Artikulation ist, so ist Musik ihr recht deutlich mit Weiblichkeit assoziiertes Anderes. Und auch Musik spaltet sich wieder in ein Ideal reiner Geistigkeit und Abstraktion (E-Musik/Klassik) und ein mit Körperlichkeit und Sexualität verbundenes Gegenstück (U-Musik/Populäre

Musik) – eine Zweiteilung, die recht offen mit klassistischen und rassistischen Klischees verbunden ist.

Als Musikwissenschaftlerin*, die sich vor allem mit Geschlecht und Popmusik befasst, bin ich mir dieser grundsätzlichen Positionierung meines Gegenstandes sehr bewusst. Zugleich lässt sich aber in der Popmusik selbst die Privilegierung weißer männlicher Stimmen und Ohren beobachten, die, wie ich untersuche, nicht nur etwas mit Quantität zu tun hat, sondern auch mit den spezifischen Möglichkeiten sich klanglich auszudrücken. Diese Spezifik betrachte ich näher, indem ich im Klang präsentierte Körper- und Subjektperformanzen analysiere. Dabei befasse ich mich vor allem mit den in Stimmen präsentierten Subjektbildern und deren Beziehungen zum eigenen Körper, zur sprachlichen Aussage, zum Publikum, zum Stimmklang usw.

Anders als visuelle oder sprachliche Medien lässt Musik dabei dynamische und dreidimensionale Subjekte entstehen, die nicht nur eine Körperoberfläche, sondern auch ein somatisch-emotionales Innenleben besitzen. Gerade die Beziehungen von Innen und Außen werden dabei in vielen Pop-Stimmen geschlechtsspezifisch organisiert und strukturiert. Popmusik verstehe ich so als eine wichtige Quelle für Normen zur inneren Organisation vergeschlechtlichter Subjektbilder.

Das ist im Großen und Ganzen der Themenkomplex, mit dem ich mich befasse. Abschließend will ich noch ein paar Sätze zu mir schreiben: Ich habe (wie so einige) ein eher zwiespältiges Verhältnis zu „meinem“ Vornamen (Lena Jade) und „meinem“ Geschlecht und nenne mich daher selbst Willi oder verwende Initialen.

Aktuell arbeite ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin* am Lehrstuhl für Theorie und Geschichte der populären Musik und habe davor Musik- und Kulturwissenschaft studiert. Neben Geschlechterperformanz in Popmusik interessiere ich mich für Theorien der Stimme, für klangliche Ausdrücke von Sexualität und Erotik und für die Re-/ Produktion von weiteren Diskriminierungen in und durch Musik.

Antonia Schmid

Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Gender- und Border Studies am Institut für Kulturwissenschaft der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der HU

Bis 2007 habe ich mit großer Begeisterung in Göttingen das damals ganz neue Fach Geschlechterforschung studiert und nach meinem Abschluss – Magistra Medien- und Kommunikationswissenschaft, GeFo und Soziologie – dort zunächst auch gelehrt. Danach hat es mich als Doktorandin aber erst einmal an Universitäten verschlagen, die keine institutionalisierten Gender Studies hatten. Wir haben aus der Not eine Tugend gemacht: Zusammen mit anderen an queeren, feministischen und genderpolitischen Themen Interessierten gründete ich in Wuppertal als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Politische Theorie und Ideengeschichte die Gruppe GenderRænder, mit der wir Workshops, Filmvorführungen und ähnliche Veranstaltungen organisierten. In meinen Lehrveranstaltungen blieben gendertheoretische und feministische Ansätze ohnehin wesentliches Element. Als Kollegstipendiatin am Moses MendelssohnZentrum in Potsdam habe ich außerdem eine Seminarreihe zu jüdischen Vordenkerinnen organisiert. Die Kontakte aus diesen Zeiten haben sich auch über große Distanzen bis heute als tragend erwiesen. So kollegial, fachlich versiert und solidarisch habe ich bisher auch das ZtG und die Zusammenarbeit in Kolloquien erlebt. Seit Mai bin ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin hier an der HU. Im Juni habe ich ein Panel bei der Tagung „Alter(n) und Gender: Interdisziplinäre Perspektiven“ moderiert und mich gleich gefühlt wie ein Fisch im Wasser: Als Geschlechterforscherin wieder in einen solchen zentral vernetzten Arbeitszusammenhang mit hoch motivierten Kolleg_innen einzusteigen, ist wunderbar. Dazu kommt, dass ich meinen eigenen, trans- und interdisziplinären Weg in die Wissenschaft in diesem Kontext auch als Bereicherung erfahre.

Für meine Forschung ist Geschlecht eine Querschnittskategorie geblieben, die ich so selbstverständlich mitdenke, dass ich manchmal versäume, das explizit zu machen. Im Titel meiner im Juli eingereichten Dissertation ist sie sichtbar: *„Ikonologie der „Volksgemeinschaft“. Juden‘, Jüdinnen‘ sowie andere ‚Andere‘ im Film der Berliner Republik über den Nationalsozialismus“*. Ich habe darin kollektive Selbst- und Fremdbilder und deren Vergeschlechtlichung untersucht. Um Fragen von Sichtbarkeit und In- bzw. Exklusionsdynamiken wird es auch in meinem Postdoc-Projekt gehen.

Mein Seminar *„Visuelle Politiken zur Gewalt der Grenze – Versicherheitlichung und Menschenrechte im Diskurs über Migration in die EU“* wird insofern auf doppelte

Weise ein Forschungsseminar, da wir zum einen Darstellungsweisen der EU-Grenze und ihrer Überschreitung, obwohl es nicht im Titel genannt ist, auch in Bezug auf Gender analysieren werden. Zum anderen gibt es die Möglichkeit, im Rahmen des Seminars einen eigenen Kurzfilm zu drehen, der Fragen von Repräsentation und (Aus-)Grenzen praktisch erforscht. Ich fühle mich mit meinen Forschungsinteressen hier gut angekommen und freue mich auf die weitere Zusammenarbeit mit Studierenden und Kolleg_innen!

Anne Potjans

Wissenschaftliche Mitarbeiterin für Nordamerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft am Institut für Anglistik und Amerikanistik der Philosophischen Fakultät II der HU

Seit Mai 2015 bin ich wissenschaftliche Mitarbeiterin für Nordamerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft bei Prof. Dr. Eva Boesenberg am Institut für Anglistik und Amerikanistik. Zuvor habe ich an der Ruhr-Universität Bochum studiert und mein Studium mit einer Masterarbeit zu dem Thema „‘Distant Connections’? Identity Formation and Black Consciousness in African American and Afro-German Autobiographies“ abgeschlossen.

In dieser Arbeit habe ich insbesondere die Funktion des Genres der Autobiografie für den Formationsprozess Schwarzer Identität in Deutschland und den USA analysiert. Vornehmlich habe ich mich dazu mit Ika Hügel-Marshalls *Daheim unterwegs. Ein Deutsches Leben*, Audre Lordes *Zami. A New Spelling of My Name*, Hans Jürgen Massaquois *Destined to Witness. Growing Up Black in Nazi Germany* und Richard Wrights *Black Boy* beschäftigt.

Im Verlauf ihrer Autobiografien definieren sich die Autor_innen losgelöst von dem Konzept festgeschriebener nationaler Identität als Teil einer Schwarzen Community im Sinne der *Black Diaspora*. Für mich persönlich als Schwarze Deutsche war besonders dieser Entwurf von diasporischer Identität spannend, da vor allem im deutschen kulturellen Kontext, in dem ich aufgewachsen bin, Deutschsein und Schwarzsein häufig als unvereinbare Identitätsmerkmale wahrgenommen werden.

Ein Vergleich dieser Autobiografien bietet eine transnationale Perspektive auf die Verflechtung von Diskriminierungsmechanismen, die sich vor allem gegen Identitätsmerkmale wie Race und Gender richten. Sie zeigt jedoch auch, dass eben diese Mechanismen, wie auch die von ihnen betroffenen Menschen selbst, in eigene bzw. unterschiedliche kulturelle und nationale Narrativen eingebettet

sind. Auch weiterhin werde ich unter Berücksichtigung dieser transnationalen Perspektive mit dem Genre der Autobiografie arbeiten. Allerdings soll dabei die Konstruktion von *mixed-race* Identität im Fokus meines Projekts stehen.

Auf die zukünftige Zusammenarbeit mit dem Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien freue ich mich sehr.

Gundula Ludwig

Gastwissenschaftlerin am ZtG

Ich bin ab 1. Oktober 2015 für ein Jahr Gastwissenschaftlerin am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ich habe bereits das Wintersemester 2014/15 im Rahmen meiner Vertretung der Juniorprofessur „Diversity Politics“ an der HU Berlin verbracht und erinnere diese Zeit als eine Zeit mit vielen schönen, lehrreichen und spannenden Begegnungen, Diskussionen und Erfahrungen und freue mich daher sehr, wieder an die HU und das ZtG zurückzukehren.

Ich bin Politikwissenschaftlerin und forsche und lehre im Bereich der Politischen Theorie. Meine Arbeitsschwerpunkte sind in den Feldern queer-feministische Staats-, Macht-, Demokratie-, Subjekt- und Körpertheorien angesiedelt. Mit meinen Arbeiten möchte ich dazu beitragen, aufzuzeigen, wie Macht und Herrschaft, Ungleichheit und Staat auch alltägliche Verhältnisse (mit-)strukturieren und wie Subjektivierungsweisen, Körperverhältnisse, Sexualitäten, Beziehungen, Bedürfnisse und Begehren mit staatlichen und gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen verwoben sind. Damit möchte ich auch anregen, darüber nachzudenken, wie wir in Körper-, Sexualitäts- und Reproduktionsverhältnissen bestimmte Formen von Staatlichkeit, Demokratie und mithin Macht- und Herrschaftsverhältnisse reproduzieren – aber auch subvertieren können. Meine Arbeit begreife ich somit als Beitrag zu einer Werkzeugkiste von kritischen Denkansätzen, die neue Fragestellungen, Gegenstände und Konzepte in die politische Theorie hineinbringen möchte, um zum einen globale, nationale und lokale Macht-, Herrschafts- und Dominanzverhältnisse auch in ihrer Subtilität erfassen und zum anderen den Radius von Kritik ebenso wie von Demokratie-, Partizipations- und Emanzipationskonzepten erweitern zu können.

In meiner Dissertation habe ich aus einer queer-feministischen, hegemonie- und gouvernementalitätstheoretischen Perspektive eine Theoretisierung des Verhältnisses von modernem, westlichem Staat und binär vergeschlechtlichter Subjekte als ko-konstitutives erarbeitet. Dabei habe ich dargelegt, dass

Geschlecht ein zentrales Scharnier in dem Verhältnis von Staats- und Subjektkonstitution darstellt, da sich über dieses staatliche Macht in einer körperlichen Form in dem Subjekt materialisiert, was wiederum erst die Herausbildung einer historisch spezifischen Form von Staatlichkeit ermöglicht.

In meinem Habilitationsprojekt, an dem ich gegenwärtig arbeite, interessiert mich, wie über ein *weißes*, maskulines, heteronormatives, ability-zentriertes Ideal ‚des Körpers‘ Vorstellungen über Demokratie im Deutschland des 19. Jahrhunderts legitimiert wurden, die bis in die Gegenwart den Radius des Politischen abstecken. Dazu erforsche ich medizinische Abhandlungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nicht nur Vorstellungen eines ‚normalen‘ Körpers und dessen ‚Natur‘, von Gesundheit und Krankheit, Normalität und Pathologie hervorgebracht haben. Ebenso, so möchte ich zeigen, haben diese medizinischen Wissensformen auch dazu beigetragen, eine Form von Demokratie zu legitimieren und zu ‚normalisieren‘, die auf Ausschlüssen und Begrenzungen des Politischen beruht. Mit meiner Habilitation möchte ich in rezente demokratiepolitische Debatten intervenieren und darlegen, wie die Einbeziehung queerfeministischer, *ability*-kritischer körpertheoretischer Überlegungen instruktive Impulse sowohl für die Analyse gegenwärtiger ‚Krisen‘ der Demokratie in westlichen Gesellschaften als auch für das Nachdenken über alternative Konzeptionen von Demokratie bereitstellen kann.

Dr. Jana Husmann

Regionalbewusstsein kann Spaß machen. Zumindest als Außenstehende – und auf sportlicher Ebene. Ein schwarz-gelbes Auto mit dem Berliner Kennzeichen „B-VB“ kommt in Nordrhein-Westfalen jedenfalls gut an. Das beweist der tägliche Weg zur Arbeit. Gehupe der Nachbarautos aus Freude statt aus Frust. Ziel des Weges: FernUniversität in Hagen.

Die Stadt Hagen kannte ich bisher nur als Halteetappe der Bahnstrecke Berlin-Köln. Seit 1. Mai 2015 bin ich dort nun als Referentin und Stellvertretende Leiterin der Abteilung Forschung und Internationale Angelegenheiten an der FernUniversität tätig. Damit arbeite ich in der Zentralverwaltung, Bereich Strategische Hochschulplanung.

Zu meinen Aufgabenbereichen gehören Struktur- und Entwicklungsplanungen sowie deren administrative Umsetzung. Dies umfasst in erster Linie die Bereiche Forschungsförderung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Als Teamleiterin des Aufgabenbereichs „Nachwuchsförderung“ unterstütze ich zugleich Wissenschaftler/innen bei der Entwicklung strukturierter Promotionsprogramme sowie bei der Nutzung interner und externer Förderprogramme. Hinzu kommen die individuelle Beratung und Betreuung von Nachwuchswissenschaftler/innen.

Im Bereich Forschungsförderung bin ich vor allem für den Komplex EU-Forschung zuständig. Ein weiterer Schwerpunkt liegt in der Genderforschung. In diesem Zusammenhang konzipiere, prüfe und begleite ich Ausschreibungen, Auswahlverfahren und Antragstellungen im Rahmen interner und externer Forschungsförderprogramme.

Zur Ausübung dieser Tätigkeiten kann ich auf vorangegangenen Erfahrungen in den Bereichen Wissenschaftsmanagement und Nachwuchsförderung aufbauen. Hierzu zählen vor allem Tätigkeiten als Doktorandin und Postdoktorandin im DFG-Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie“ (2005 – 2011) sowie die Mitwirkung bei zahlreichen Forschungsanträgen, zuletzt 2013 im Rahmen der Caroline von Humboldt-Exzellenzprofessur von Prof. Dr. Susanne Baer. Weitere hilfreiche Qualifikationen konnte ich 2014 – 2015 als Forschungs Koordinatorin des Göttinger Centrums für Geschlechterforschung (GCG) der Georg-August-Universität in Göttingen gewinnen.

Die jetzige Position als Referentin und Stellvertretende Leiterin der Abteilung Forschung und Internationale Angelegenheiten stellt vor allem mit Blick auf die

planerischen, gestalterischen und internationalen Komponenten eine interessante Herausforderung dar.

Eine Aufgabe jedoch sollte ich mit Blick auf die neue regionale Situierung besonders zügig in Angriff nehmen: Ins Auto steigen und endlich einmal ein Fußballstadion betreten. Natürlich in Dortmund – denn nur dort macht Schwarz-Gelb farbsymbolisch Sinn.

Vicki Hariet Kormesch

Researcherin bei der Berliner Personalberatung Selaestus Personal Management GmbH

„More men named John run big companies than all women“

Dieser Satz sagt eigentlich alles. Unter den CEOs in den Standard & Poor's 1.500 Unternehmen gibt es 5,3 Prozent Männer, die John heißen und gerade einmal 4,1 Prozent Frauen – aller Vornamen. Solche Zahlen haben mich schon während meines Studiums der Gender Studies (Zweifach, BA, Abschluss 2014) mehr als nachdenklich gestimmt – und schließlich die Richtung für mein weiteres Berufsleben vorgegeben:

Der Übergang von der Universität ins Berufsleben gelang mir nahtlos. Ich habe Gender Studies und Deutsche Literatur im Bachelor studiert und direkt nach Abgabe der Abschlussarbeit im Oktober 2014 als Researcherin bei der Berliner Personalberatung selaestus Personal Management GmbH angefangen. Das Unternehmen konzentriert sich auf das Kerngeschäft der Personalberatung: die Suche, Auswahl und Beurteilung von Führungskräften.

Die geschäftsführende Gesellschafterin Frau Dr. Regina Ruppert lernte ich in der Praxisorientierten Lehrveranstaltung „Personalmanagement in Industrie und Verwaltung“ an der Humboldt-Universität kennen. Das Blockseminar war eine schöne Abwechslung zu all jenen Lehrveranstaltungen, die auf eine Karriere in Kultur, Medien, Forschung etc. vorbereiteten. Frau Dr. Ruppert setzt sich ebenfalls für mehr Vielfalt in den Unternehmensspitzen ein und so kam es, dass meine kritischen Anmerkungen etwa zu frauen-unfreundlicher Unternehmenskultur etc. während des Seminars auf fruchtbaren Boden stießen. Nach der Veranstaltung bewarb ich mich bei der selaestus Personal Management GmbH als Researcherin.

Unternehmen kommen auf Personalberatungen wie Selaestus zu, wenn sie gehobene Managementposten besetzen müssen und beispielsweise selbst keine

Kapazitäten für diesen sehr aufwendigen Such- und Auswahlprozess haben. Oder wenn sie etwa aus strategischen Gründen nicht öffentlich machen möchten, dass sie eine neue Stelle schaffen (die Suche erfolgt bei uns verdeckt, das heißt, nur die Kandidat_innen in der engsten Auswahl erfahren, um welches Unternehmen es sich bei dem auftraggebenden handelt). Personalberatungen werden in diesem Falle beauftragt und begeben sich auf die Suche nach geeignetem Personal. Sie wählen aus, evaluieren, führen Bewerbungsgespräche, testen die Qualifikation und stellen den beauftragenden Unternehmen schließlich passende Kandidat_innen vor. In der Regel bekommt dann diejenige Person die Stelle, die die größte Schnittmenge mit dem vorher festgelegten Positionsprofil aufweist. Darin werden zu Beginn des Auftrags nötige Qualifikation, persönliche Eignung, Vergütung etc. der zu suchenden Person schriftlich fixiert.

In dem Such- und Auswahlprozess ist es die Aufgabe einer Researcherin eine Vorauswahl zu treffen, also geeignete Personen ausfindig zu machen, anzusprechen und deren Qualifikation abzufragen und zu beurteilen. Im nächsten Schritt prüft ein_e Personalberater_in die Kandidat_innen noch ausführlicher auf Eignung und wählt schließlich diejenigen Personen aus, die bei dem beauftragenden Unternehmen vorgestellt werden. Wichtig ist es bei meinem Job, dass ich mich rasch in unterschiedliche Branchen, Unternehmensbereiche und Berufsbilder einarbeite. Dazu ist nicht zuletzt auch betriebswirtschaftliches Wissen notwendig, das ich mir neben dem Training on the job mit einem berufsbegleitenden Master in Wirtschafts- und Organisationspsychologie an der Steinbeis Hochschule Berlin nach und nach weiter aufbaue. Ich kommuniziere ständig mit Kandidat_innen und stelle mir Fragen wie „hat diese Person neben kaufmännischen Kompetenzen und Branchenkenntnis auch genügend Vertriebserfahrung, um in diesem CEO Posten gute Leistung bringen zu können?“ Wichtig ist bei dem Job auch, einen Blick zu haben für unterschiedliche Persönlichkeiten, denn Unternehmen und Person sollen zusammenpassen. Das Gender Studium ist im Nachhinein sehr hilfreich, weil es zu einem vorurteilsfreien Umgang mit Menschen sensibilisiert. Das hilft mir im Berufsalltag sehr, weil ich täglich Kandidat_innen unabhängig von Aussehen, Herkunft, Geschlecht usw. einschätzen muss. Gerade Researcher_innen, Personalberater_innen und Personalabteilungen müssen sich über ihre Unconscious Bias im Klaren sein. Denn die sind eine Ursache für die sehr homogenen Führungsteams in Unternehmen.

Der Verein FidAR – Frauen in die Aufsichtsräte e.V. zählt in den rund 100 börsennotierten und auskunftspflichtigen Unternehmen aktuell einen Frauenanteil von 5,2 Prozent in den Vorständen und 21,4 Prozent in den Aufsichtsräten. Diese Zahlen bewegen sich seit Jahren schleppend und zeigen, wie wichtig es

ist, struktureller Diskriminierung entgegenzuwirken. Schon im Bachelor war für mich klar, dass ich das gerne in der freien Wirtschaft tun würde. Schließlich werden Frauen seit Jahrzehnten von Positionen ferngehalten werden, die Geld, Macht und Einfluss bedeuten.

Die Selaestus Personal Management GmbH bedient viele Branchen, die traditionell sehr männerdominiert sind. Gerade hier ist für Frauen noch viel Luft nach oben. Auch was die Gehaltsforderungen betrifft, gibt es Abweichungen zwischen den Geschlechtern – bis zu 20 Prozent weniger Gehalt fordern Frauen – bei gleicher Qualifikation; selten fordern sie mehr als Männer. Jobs mit viel Reisetätigkeit werden oft mit einem Hinweis auf die Familie ausgeschlagen. Das gleiche gilt für Standortwechsel.

Die Ursachen der Unterschiede habe ich im Gender Studium schon kennengelernt. Nun versuche ich zudem aus der Praxis zu lernen, was Unternehmen ändern müssen, um auch für andere Gruppen, als die üblichen, attraktiv zu sein. Für 108 börsennotierte und auskunftspflichtige Unternehmen gilt ab dem Jahr 2016 eine Geschlechterquote von 30 Prozent für die neu zu besetzenden Aufsichtsratsposten; weitere Unternehmen müssen Zielvereinbarungen festlegen. Dazu hat das Bundeskabinett im Dezember 2014 das „Gesetz für die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern an Führungspositionen in der Privatwirtschaft und im öffentlichen Dienst“ beschlossen. Diesen Prozess habe ich in meiner Anfangszeit als „Headhunterin“ mit Spannung verfolgt.

Astrid Staudinger

Koordinatorin, Careleaver-Kompetenznetz, Familien für Kinder gGmbH

Nach dem Abschluss eines Diplomstudiengangs Sozialarbeit / Sozialpädagogik absolvierte ich ein Magister-Studium (Europäische Ethnologie / Gender Studies) an der Humboldt-Universität. Schon seit Studienbeginn war ich von Freund_innen und der Familie gefragt worden, was mit solchen „Orchideenfächern“ denn nach dem Studium anzufangen sei. Ich hatte mir diese beiden Fächer aber ganz bewusst und meinen Interessen folgend ausgewählt, wusste während des Studiums nur noch nicht so recht, wohin der Weg führen könnte. Seit Februar 2015 arbeite ich als Koordinatorin im Careleaver Kompetenznetz (ein Projekt der *Familien für Kinder gGmbH*). Hier kann ich abgesehen von der Berufserfahrung als Sozialpädagogin auch das theoretische Wissen aus beiden Studienfächern einbringen.

Etwa zeitgleich mit dem Beginn des Magisterstudiums fand mein Berufseinstieg als Diplom-Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin statt. Ich hatte meine Anstrengungen auf die Anforderungen der Arbeitsstelle zu konzentrieren, während mir die Zeit, die ich im Studienzusammenhang verbringen konnte, wie ein luxuriöser Genuss für Privilegierte erschien. Die Themen und Anforderungen der beiden Welten konnten gegensätzlicher kaum sein: In der sozialen Arbeit saßen Menschen vor mir, auf deren Bedürfnisse und Themen direkt reagiert werden musste. Psychosoziale Notlagen wurden bearbeitet, Lösungen mussten gefunden und Verantwortung übernommen werden. In den Seminaren dagegen wurden Begriffe diskutiert und Sprachanwendungen verhandelt. Ich sammelte ethnologisches Methodenwissen und gendertheoretisches Wissen. Letzteres wollte ich direkt in der Berufspraxis anwenden. Während sich meine beruflichen Erfahrungen im Wissenschaftsschwerpunkt Erziehungswissenschaften „gut verwerten“ ließen, war es eher schwierig, die gendertheoretischen Konzeptionen in der sozialpädagogischen Arbeit unterzubringen. An so manchem Uni-Arbeits-Tag hatte ich den Eindruck, mit dem ZtG auch „ein Gender-Biotop“ zu verlassen und anschließend das „wahre Leben“ im Beruf bewältigen zu müssen, in dem die gendertheoretischen Erkenntnisse oft irritierten.

Das Studium nebenberuflich zu organisieren, war eine permanente Herausforderung. Dass ich mich nie in erster Linie als Studierende identifizierte machte es nicht leichter; besonders, dass Auslandsstudienaufenthalte und weitere Praktika auf Grund der Berufstätigkeit nicht zu realisieren waren, fand ich äußerst schade. Die beiden wertvollsten Hinweise, die ich während des Studiums erhielt, waren die Informationen, dass es für berufstätige Studierende möglich (und sinnvoll) sein kann, das Studium als Teilzeitstudium zu absolvieren, und dass in den Gender Studies ein Mentoring-Programm angeboten wird. Vieles änderte sich dadurch für mich zum Positiven.

Im Mentoring-Programm lernte ich andere berufstätige Studierende kennen. Es erwies sich als hilfreich für mich (die ich durch das lange Studium und die knappe Freizeit zur Einzelkämpferin geworden war, und kaum Kontakte zu Kommiliton_innen hatte), Studierende in einer ähnlichen Situation kennenzulernen. Eine Vernetzung der Mentees und einzelne, über das Mentoring-Programm hinausgehende, private Kontakte ergaben sich schnell. Wichtige Hinweise für mögliche Wege in den Beruf gab es von meiner Mentorin Imme de Haen und – ganz nebenbei bei den Veranstaltungen des Mentoring-Programms – auch von den Mentor_innen der anderen Teilnehmenden. Trotzdem nahmen die letzten zu absolvierenden Hausarbeiten, das Verfassen der Magister-Arbeit und die Vorbereitung auf die mündlichen Prüfungen fast die gesamte Energie und Zeit in Anspruch.

Erst als ich alles erfolgreich hinter mich gebracht hatte, fing ich an, mir über den Berufseinstieg Gedanken zu machen. Zur Inspiration und Information nahm ich an einigen Vorträgen und Seminaren des Hochschulteams der Arbeitsagentur teil. Consulting fand ich interessant, Frauen- und Gleichstellungspolitik, NGOs im Zusammenhang mit Entwicklungszusammenarbeit in Asien und den Bereich Personalentwicklung. Für Human Resource-Ansätze und strategisches Personalmanagement hatte ich mich bereits während des Studiums interessiert. Direkt nach dem Studienabschluss im Jahr 2014 schien es, sogar für Geistes- und Kulturwissenschaftler_innen, viele mögliche Berufsfelder zu geben. Die Lektüre der Absolvent_innen-Studien meiner beiden Hauptfächer führte dann jedoch zu Ernüchterung: Von prekären Arbeitsverhältnissen, befristeten Verträgen, Projektarbeit und einer aus mehreren Jobs zusammen gebastelten Lebensfinanzierung war da teilweise zu lesen (um niemanden zu entmutigen: selbstverständlich fanden sich in den Verbleibstudien auch Erfolgsgeschichten!). Die Seminare des Hochschulteams der Arbeitsagentur erwiesen sich als sehr informativ, aber etwas desillusionierend, da deutlich wurde, dass es theoretisch zahlreiche spannende Arbeitsbereiche für Hochschulabsolvent_innen gibt, dass – nach Aussage der Fachreferent_innen – teilweise jedoch mehrere Hundert Bewerbungen für eine Stelle eingehen (Bereich Human Resources) oder dass von lebensfeindlichen Arbeitszeiten mit „nicht unter 70 Stunden pro Woche“ (Bereich Consulting) auszugehen ist. Ich erfuhr, dass es in Berlin nur in wenigen Bereichen einen Fachkräftemangel gibt, und dass „Personaler“, wenn sie die Auswahl haben, sich bevorzugt für junge mehrsprachige Absolvent_innen mit Praxis- und Auslandserfahrungen entscheiden, die ihr Studium schnell und mit überdurchschnittlichen Leistungen „durchgezogen“ haben. Letzteres zeuge doch von Stringenz und die sei wichtig im Berufsleben. Ein Bewusstsein für Intersektionalität und gesellschaftliche Schief lagen schien meist nicht vorhanden zu sein. Bei den Veranstaltungen wurde mit größter Selbstverständlichkeit in der männlichen Form gesprochen und geschrieben, und auch die verwendeten Materialien zeugten von einer androzentristischen Sicht auf eine ohnehin männlich geprägte Arbeitswelt. In mehreren Vorträgen und Seminaren wurde festgestellt, dass es in den unterschiedlichsten Berufsfeldern mittlerweile auch für Geisteswissenschaftler_innen unerlässlich sei, wenigstens betriebswirtschaftliche Grundkenntnisse mitzubringen, um beispielsweise Projektgelder zu akquirieren oder um sich, etwa bei einem Museum, direkt mit einem fertigen, durchgerechneten Konzept bewerben und sich gegenüber Mitbewerber_innen durchsetzen zu können. Ich würde mir wünschen, dass bei der Gestaltung des Lehrangebots in meinen beiden Studiengängen mehr an derartige Anforderungen der Praxis gedacht werden würde. Im Rahmen meiner Tätigkeit als

Koordinatorin habe ich nun tatsächlich häufig mit Projektfinanzierungs- und Akquisethemen umzugehen.

Während der Tätigkeit als Sozialarbeiterin hatte ich bereits begonnen, mich für Careleaver zu interessieren und zu engagieren. Als Careleaver bezeichnet werden im internationalen – und zunehmend auch im deutschen – Diskurs junge Menschen, die die öffentliche Fürsorge (auch „Jugendhilfe“ genannt) verlassen haben, oder gerade dabei sind, sie zu verlassen. Als ich erfuhr, dass die *Familien für Kinder gGmbH* eine Stelle schaffen will, in der es u.a. um den Aufbau und die Koordination eines Careleaver-Netzwerkes gehen sollte, ging alles sehr schnell. Aufgrund meiner Feldkenntnisse und praktischen Erfahrungen hielt ich mich für geeignet, so dass ich mich initiativ bewarb. Das Vorstellungsgespräch bestätigte den Eindruck, dass das Anforderungsprofil gut zu meinem Kompetenzprofil passt. Nach einigen Monaten erhielt der Träger die Zusage für das von der Aktion Mensch geförderte dreijährige Projekt; ich erhielt die Zusage für die Stelle als Koordinatorin am Projektstandort Berlin. Zusammen mit Anna Mühlmann, der Koordinatorinnen-Kollegin in Hildesheim (das Projekt wird von der Sozial- und Organisationsforschung der Universität Hildesheim beraten) entwickelte ich in den ersten drei Monaten das Konzept, die Projekt-Homepage und das Printmaterial. Mittlerweile berate ich auch Careleaver, Pflegefamilien und sozialpädagogische Fachkräfte. Die Beratung, als zusätzliches Aufgabengebiet, hat sich erst im Laufe des Projekts entwickelt. Es zeigt sich, dass die rechtlichen, psychologischen und pädagogischen Kenntnisse aus der Berufspraxis in der sozialen Arbeit sich an meiner neuen Arbeitsstelle als wertvoll erweisen. Die in den Gender Studies erfolgte intensive Auseinandersetzung mit Diskriminierung und Privilegien ist für meine aktuelle Tätigkeit genauso wichtig, wie die Fähigkeit mit interdisziplinärem Blick auf Kultur(en) und Handlungsweisen zu schauen.

Zu meinen Aufgaben im Careleaver-Projekt (www.careleaver-kompetenznetz.de) gehören administrative und organisatorische Tätigkeiten. Überwiegend arbeite ich allein, zeitweise aber auch mit meiner Hildesheimer Kollegin zusammen. Wir verfassen Artikel, halten Vorträge, erstellen Projektpräsentationen, besuchen soziale Träger, Arbeitskreise, Gremien und Fachgespräche, um über Careleaver und ihre Rechte aufzuklären, die Akteur_innen für die Thematik zu sensibilisieren und die von der Fachpraxis benannten Themen und Schwierigkeiten zu sammeln. Wir bereiten Fachtagungen, Vorlesungen, Fortbildungen und Workshops vor und führen diese durch. Außerdem arbeiten wir regional und überregional mit anderen Netzwerken und Initiativen zusammen. Was mir an unserem Projekt aber so ganz besonders gut gefällt ist, dass die Beteiligung der Adressat_innen von zentraler Bedeutung ist. Bereits in die Gestaltung der Texte

der Projekt-Homepage und des Printmaterials waren Careleaver einbezogen. Aktuell geht es gemeinsam mit Careleavern um die Erstellung von Material für die Fachpraxis und um jugendpolitische Forderungen an die Politik. Wir tun dies mit dem Ziel, Chancengerechtigkeit zu schaffen, die Übergänge aus der Jugendhilfe in das eigenständige Leben zu optimieren und die Lebenssituation der Careleaver in Deutschland nachhaltig zu verbessern.

Corinna Schmechel

Stipendiatin im Promotionsprogramm „Kulturen der Partizipation“ der Universität Oldenburg

Nach meinem BA-Studium der Soziologie und Erziehungswissenschaft in Potsdam, in welchem ich mich bereits auf den Schwerpunkt der Geschlechtersoziologie und Bedeutung von Gender in pädagogischen Situationen spezialisiert hatte, habe ich 2010 mein MA-Studium der Gender Studies an der HU angetreten.

Zu der damaligen Zeit lag mein inhaltlicher Fokus auf Wissenschaftsgeschichte, speziell auf der der Disziplinen Psychiatrie und Psychologie und der Einschreibung und Hervorbringung von Vergeschlechtlichungen in und durch diese. Diesen Schwerpunkt habe ich auch während der ersten Hälfte meines Gender-Studies-Studiums verfolgt und dazu auch ein zweisemestriges Projektutorium durchgeführt. Die Möglichkeit dadurch bereits im Studium Lehrerfahrungen zu machen, hat mich bereichert und darin bestärkt, eine berufliche Perspektive im Wissenschaftsbereich anzuvisieren. Inhaltlich konzentrierte ich mich allerdings im Verlaufe der Zeit vermehrt auf Fragen der Körpernormierung und -politiken. Beide Schwerpunkte – (Psycho)Pathologisierungsprozesse und Körpernormierungspolitiken – habe ich in meiner MA-Arbeit kombiniert zu einer Genealogie der Problematisierungen von Körper-Selbstregierungen (bspw. in heutigen Formen als Magersucht, Adipositas und Sportsucht vorzufinden).

Schon während der Endphase meines Studiums war mir klar, dass eine Promotion meine favorisierte Perspektive ist, da wissenschaftliches Arbeiten und besonders der Schreibprozess mir sehr liegen und ich gern nach dem Studium ebendieses fortsetzen wollte. Daher habe ich die Zeit, in welcher ich auf die Gutachten der MA-Arbeit wartete, bereits genutzt um ein Exposé zu verfassen, mich über Finanzierungsmöglichkeiten zu informieren und potenzielle Betreuer_innen zu kontaktieren. Thematisch verfolge ich den Strang der Körpernormierungen und entsprechender Praxen und Politiken fort und

konzentrierte dies nun im Feld des Sports, speziell des Fitnesssports, mit welchem ich mich bereits im Rahmen eines Moduls und teilweise meiner MA-Arbeit auseinandergesetzt hatte.

Ein Research-Track-Übergangsstipendium der HU habe ich leider nicht erhalten, so dass ich mich für etwas mehr als ein halbes Jahr über das Jobcenter finanzieren musste. Es kam mir zugute, dass ich, als im Januar 2015 nach der Verteidigung der MA-Arbeit mein Zeugnis schließlich fertig war, bereits ein recht konkretes Konzept meiner geplanten Dissertation hatte und so direkt in die Bewerbungsphase einsteigen konnte. Zudem habe ich mich mit zwei anderen promotionsinteressierten Frauen vernetzt und regelmäßig getroffen, um gemeinsame Exposés und Bewerbungsschreiben zu besprechen, uns auf Vorstellungsgespräche vorzubereiten und Erfahrungen auszutauschen. Solch ein Austausch ist sehr hilfreich, auch um Versagens-Ängste und Sorgen, welche speziell für Menschen ohne einen akademischen familiären Hintergrund bedeutsam sind, gemeinsam anzugehen und zu mildern.

Zuerst strebte ich eine Freie Promotion, finanziert durch Begabtenförderungswerke, an und erstellte hierfür die – zum Teil sehr umfangreichen – Bewerbungsunterlagen. Eher zufällig stieß ich auf ein Graduiertenkolleg an der Universität Oldenburg, welches mir thematisch wie für mich gemacht schien. Leider musste ich auch hier nach dem Vorstellungsgespräch eine Absage verkraften, stieß aber wiederum auf ein benachbartes Promotionsprogramm. Hier ging dann plötzlich alles recht schnell und seit Mai 2015 bin ich Stipendiatin der „Kulturen der Partizipation“ der Universität Oldenburg. Ziel des Programms ist es, einen kritischen Begriff des Partizipations-Konzeptes durch interdisziplinäre Zusammenarbeit verschiedener Promotionsprojekte zu erarbeiten. Mein Projekt ist hierbei in der Sportsoziologie verortet und betrachtet die Partizipationsmöglichkeiten und -praxen marginalisierter Körper in der Fitness-Kultur vor dem Hintergrund ihrer Normativität im Rahmen einer neoliberalen Gesundheitspolitik und idealisierter Selbstregierung.

Ich schätze die Rahmung einer strukturierten Promotion mittlerweile sehr. Zwar sind einige Bedingungen einschränkend, z.B. musste ich meiner für eine Freie Promotion gewählten Betreuerin absagen, da das Programm eine interne Betreuung vorsieht. Da ich mir einen Umzug weg aus Berlin aus privaten Gründen nicht vorstellen kann und zudem für meine Forschung Berlin auch ein sehr geeigneter Ort ist, bedeutet das nun auch ein regelmäßiges Pendeln für die Vor-Ort-Termine. Dafür stehen mir im großen Umfang Möglichkeiten des inhaltlichen und Erfahrungsaustauschs mit anderen Promovierenden und Professor_innen des Programms zur Verfügung sowie vielerlei Angebote an Workshops, Konferenzen, Summer Schools und Ähnlichem. So hatte ich bereits

Anfang Juli Gelegenheit einen kurzen Input auf der internationalen Konferenz „Movement Discourse. Historical and Contemporary Formations and Transformations“ zu halten. Durch meine Kenntnisse aus den Gender Studies kann ich produktiv zur Wissensgenese im Promovierendenkreis beitragen und bin durch die transdisziplinäre Ausrichtung des Studiums auch zum interdisziplinären Arbeiten befähigt. Zudem empfinde ich es als sehr bereichernd, die bekannte Berliner-„Homezone“ zu verlassen und zu erfahren, wie unterschiedlich an verschiedenen Hochschulen und in verschiedenen Disziplinen an Fragestellungen und Problematiken herangegangen wird. Konkret besteht meine Arbeit im Moment noch primär daraus, das Konzept meiner Dissertation in Rücksprache mit den Betreuer_innen weiter auszubauen und mit den Mit-Stipendiat_innen gemeinsame thematische und theoretische Anknüpfungspunkte zwischen allen Projekten herauszuarbeiten und zu schärfen.

Da ich meine akademische Arbeit immer mit meinen politischen Schwerpunktsetzungen verknüpft gesehen habe, freue ich mich dies nun fortsetzen und sogar quasi als „Lohnarbeit“ betreiben zu können. Allen Studierenden, die wissenschaftliches Arbeiten schätzen und sich die Ausdauer zutrauen mehrere Jahre ein Thema zu verfolgen, kann ich nur ermutigen, sich nicht durch anfängliche Schwierigkeiten einschüchtern zu lassen und etwaige Absagen nicht als Absprache ihrer Fähigkeiten zu sehen.

Ankündigungen

Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG)

11./12. Februar 2016, Humboldt-Universität zu Berlin

Aktuelles Programm unter: <https://www.gender.hu-berlin.de/de>

Donnerstag 11. Feb. 2016

- | | |
|-------------|--|
| 11.00-11.15 | Ankunft |
| 11:15-11.30 | Begrüßung |
| 11:30-13:00 | AG Zentren
Teilnehmende: Heike Pantelmann & Inga Nüthen (ZEFG, FU Berlin), Karolin Kalmbach & Dirk Schulz (GestiK, Uni Köln), Katrin Meyer (Zentrum Gender Studies, Basel) |
| 13:00-13:45 | Mittagspause |
| 13.45-15.15 | AG 8 Toolbox Grundlagen für gute Lehre und Antidiskriminierung in den Gender Studies
Teilnehmende: Maisha Eggers, Ulrike Vedder, Urmila Goel, Conni* Krämer, Doménica Ravina |
| 15.15-15.45 | Pause |
| 15.45-17.15 | AG Gleichstellung und Geschlechterforschung: Nachhaltiger Wissenstransfer auf Augenhöhe
Teilnehmende: Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung CEWS (Dr. Andrea Löther, Dr. Nina Steinweg), Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen, BuKoF (Dr. Ina Sieckmann-Bock, Dr. Nadyne Stritzke)

AG Berufsperspektiven in/mit den Gender Studies. Österreich, Deutschland und die Schweiz im Dialog
Teilnehmende: Lisa Krall, Ulrike (Ulli) Koch, Alexander Fleischmann (Österreich); Anika Thym (Schweiz); Lisa Krall, Svenja Spyra, Maximiliane Brand (Deutschland) |
| 17.15-17.45 | Pause |
| 17.45-19.15 | AG Gleichstellungspolitik und Gender Studies an Kunsthochschulen
Teilnehmende: Christa Brüstle (Kunstuniversität Graz), Andrea Ellmeier (Universität für Musik und darstellende Kunst Wien), Alexander Fleischmann (Akademie der Bildenden Künste Wien) |

AG Gender in der Medizin

Teilnehmende: Ulrike Nachtschatt, Referentin für Gender Studies, Medizinische Universität Innsbruck, A / Sandra Steinböck, Leiterin des Fachbereichs Gender Mainstreaming, Medizinische Universität Wien, A / Anja Vervoorts, Referentin für Lehrforschung und Curriculumentwicklung, Gleichstellungsbeauftragte der Medizinischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

AG „Good Diversity“ für Hochschulen? Bestandsaufnahme und konzeptionelle Überlegungen zu „Diversity“ als gleichstellungspolitischer Strategie

Teilnehmende: Mara Kuhl, Caren Kunze, Aline Oloff

Ab 19.45

Abendessen in einem Lokal (Selbstzahlerbasis)

Freitag 12. Feb. 2016

9.00-10.30

AG Entwicklung der Gender-Studiengänge

Teilnehmende: Helga Hauenschild (Georg-August-Universität Göttingen), Sylvia Pritsch (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg), zwei weitere Input-Beiträge sind angefragt.

Open Space

AG Genderwissen sichtbar machen und finden

Teilnehmende: Karin Aleksander (Genderbibliothek am ZtG HU Berlin), Marius Zierold (META-Projekt des i.d.a.-Dachverbandes, Berlin)

10.30-11.00

Pause

11.00-11.30

Abschlussplenum und Sprecher_innenwahl

11.30-12.30

Mittagspause

Programmentwurf (Stand: 23.09.2015)

**6. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien
„Materialität/en und Geschlecht“**

veranstaltet vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien

12.-13.2.2016, HU Berlin

Aktuelles Programm unter: <https://www.gender.hu-berlin.de/de>

Freitag, 12.02. 2016

12:30

Grußworte

Präsidium der Humboldt-Universität zu Berlin (angefragt)

Julia von Blumenthal
 Dekanin der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät,
 Humboldt-Universität zu Berlin

Gabriele Kämper
 Leiterin der Geschäftsstelle Gleichstellung des Landes Berlin

Begrüßung

Kerstin Palm, Humboldt-Universität zu Berlin
 Susanne Völker, 1. Sprecherin Fachgesellschaft, Universität Köln

13:15

Keynote

Ruth Müller, Technische Universität München
**Biomaterialität & Gender Studies: Annäherung an ein Verhältnis am
 Beispiel der Epigenetik**

14:00

Kaffeepause

14:15

I: Parallele Panels

I.1 Vergeschlechtlichte Artefakte / gendered objects

Petra Lucht, Technische Universität Berlin
**Die Geschlechterpolitik der Artefakte – Eine intersektionale Perspekti-
 ve**

Marc Vobker, Universität Marburg
**Automobil und Geschlecht. Zur Geschlechtlichkeit eines
 (im)materiellen Gegenstandes**

Helene Götschel, Hochschule Hannover
Zeitgemäße Geschlechterforschung im Maschinenbau

Moderation: Martin Kallmeyer, Humboldt-Universität zu Berlin

I.2 Theorien und Debatten des New Materialism / material turn

Sylvia Pritsch, Universität Oldenburg, Josch Hoenes, LMU München
**Symbolische Umordnungen. Ein Dialog zu Re- und
 Trans*materialisierungen von Körper und Geschlecht**

Magdalena Górka, Linköping University
Matterwork Politics: Forcefulness of Anxious and Panicky Becomings

Stephan Trinkaus, Universität Wien, Susanne Völker, Universität Köln
**„one with the void“ (Barad) - Das ‚Nicht‘ des Geschlechts und die
 Geschlechtlichkeit des Nichts**

Moderation: Christine Bauhardt, Humboldt-Universität zu Berlin

I.3 Repräsentationen von vergeschlechtlichten Körpern und Dingen

Falko Schnicke, Deutsches Historisches Institut London
Von Eunuchen und Äxten. Die Vermännlichung geschichtswissenschaftlicher Methoden im 19. Jahrhundert

Marius Reisener, Humboldt-Universität zu Berlin
 „... denn ein zu großer Besitz macht den Mann natürlich auch unfrei“
 – Scheiternde (Text)Körper in G. Kellers *Martin Salander*

Ulrike Stamm, Humboldt-Universität zu Berlin
 „Animalische“ Körper: Der Bezug auf das Tier bei Autorinnen des frühen 20. Jahrhunderts

Moderation: Birgit Dahlke, Humboldt-Universität zu Berlin

I.4 Embodiment / Verkörperungen

Lisa Krall, Universität Köln
Natur-Kultur Verschränkungen und die Materie der Epigenetik

Britta Hoffarth, Universität Bielefeld
Dekorierte Körper

Steffi Grundmann, Bergische Universität Wuppertal
Haut- und Haarfarben im klassischen Griechenland

Moderation: Felix Florian Müller, Humboldt-Universität zu Berlin

I.5 Prekarisierung – Flexibilisierung – Optimierung

Christine Wimbauer, Julia Teschlade, Mona Motakef, Humboldt-Universität zu Berlin

Im ‚Gender-Wahn‘ – Diskurse gegen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung im Spannungsfeld von Prekarisierung, Materialisierung und Geschlecht

Waltraud Ernst, Johannes Kepler Universität Linz
Materialisierte Flexibilität? Geschlecht und maschinelle Interaktion

Sigrid Schmitz, Wien
Zum „Nutzen“ von Ritalin, Prozak und Testosteron. Eine feministisch-materialistische Perspektive auf Enhancement-Praktiken

Moderation: Gabriele Jähner, Humboldt-Universität zu Berlin

16:00

Kaffeepause

16:30

II: Parallele Panels

II.1 Theorien und Debatten des New Materialism / material turn

Katharina Lux, Universität Leipzig
Die Materialität des *doing gender*. Zum Verhältnis von Materialität, Geschlecht und Gesellschaft

Corinna Bath, Bettina Wahrig, Juliette Wedl, Technische Universität Braunschweig

/Materialität/en begreifen: Feministische Ansätze im Gespräch

Sabine Hofmeister, Leuphana Universität Lüneburg, Corinna Onnen, Universität Vechta, Tanja Mölders, Universität Hannover

Doing Gender – Doing Body – Doing Space. Feministische Kritiken an der Ökonomisierung von ‚Natur‘

Moderation: Bettina Bock von Wülfringen, Humboldt-Universität zu Berlin

II.2 Prothesen, Roboter, Rollatoren / Doing Gender through Technology

Myriam Raboldt, Technische Universität Berlin

Doing Gender through prosthetics

Käthe von Bose, Universität Paderborn, Pat Treusch, Technische Universität Berlin

Companion Robots und Hygienepraktiken: Materialisierungen von Sorgearbeit in Krankenhaus und Robotiklabor

Tina Denninger LMU München, Anna Richter, Universität Kassel
Die Bedeutung der Dinge. Zur Herstellung von Alter und Geschlecht durch Artefakte

Moderation: Estrid Sørensen Ruhr-Universität Bochum

II.3 Verkörperungspraktiken – Verkörperungsräume

Grit Höppner, Universität Wien

Dinge und ihre Geschlechter: Verbale und nonverbale Praktiken des geschlechtlichen Codierens von Dingen in Interviews

Sadia Akbar, Humboldt-Universität zu Berlin

Materiality of Disabled Bodies: Personal Experiences of Physically Disabled Women in Pakistan

Anja Gregor, Friedrich-Schiller-Universität Jena

Körper und Geschlecht GegenLesen: Queere Perspektiven auf Biographie

Moderation: Sabine Grenz, Georg-August-Universität Göttingen

II.4 Praktiken der Begutachtung

Manuela Tillmanns, Universität Köln, Anja Kruber, Hochschule Merseburg

Zugehörigkeit zu Inter*und Disability – eine Frage des Labelling oder der Erfahrung?

Julia Jancsó, Universität Bielefeld
Zugehörigkeit durch Körpergemeinschaft. Ergebnisse einer Praxisanalyse im kindermedizinischen Feld

Julian Heigel, Berlin
„Die öffentliche Ordnung ist nicht gefährdet“ – der sogenannte Transvestitenschein als Mittel der Legalisierung und der Repression

Moderation: Beate Binder, Humboldt-Universität zu Berlin

II.5 Materialitäten des Akustischen

Kristina Pia Hofer, University of Applied Arts Wien
Filmische Repräsentation als agentieller Schnitt: Exzess, Bedeutung und Materialität im Exploitationkino

Corinna Herr, HfMT Köln
Stimme und Körper digital: Materialitäten von Musik in der ‚Hybridkultur‘

Lena J. Müller, Humboldt-Universität zu Berlin
Wieso singende Männer (nicht) queer sind! Zur Materialität der Stimme und Geschlecht in der Erforschung populärer Musik

Moderation: Eveline Kilian, Humboldt-Universität zu Berlin

18:15 **Empfang mit Abendessen**

20:30 **Besuch des Maxim Gorki-Theaters (Empfehlung)**
Schwimmen lernen – Ein Lovesong von Marianne Salzmann
 mit anschließendem Publikumsgespräch

Samstag, 13.02.2016

09:00 **Foren/AGs**

AG Selbstverständnis
Spannungsverhältnisse und Resonanzen in den Gender Studies

AG Perspektiven
Perspektiven in und mit den Gender Studies

AG Publizieren
Online-Publikationsplattform Gender Studies

Susanne Lummerding, Wien, Eva Gottwalles, Berlin, Sybille Wiedemann, Berlin
Gender. Theorie_Praxis_Dialog

Raum für Ad hoc-Foren

10:30 Kaffeepause

10:45

Mitgliederversammlung

13:00

Mittagspause mit Imbiss

14:00

III: Parallele Panels**III.1 Vergeschlechtlichte Artefakte / gendered objects**

Daniela Döring, Universität Potsdam, Hannah Fitsch, Technische Universität Berlin

Vampyrette und andere Sollbruchstellen. Geschlecht und Material/ität in technischen Museen

Ulrike Vedder, Humboldt-Universität zu Berlin

Gendered objects und ihre Subjekte. Vom Nutzen kulturtheoretischer und literarischer Perspektiven auf die Dinge für die Geschlechterforschung

Göde Both, Technische Universität Braunschweig

Von Hightech Cowboys, Omas und unberechenbaren Professoren: Mensch-Maschine-Konfigurationen in der Forschung an selbststeuernden Autos

Moderation: Antonia Schmid, Humboldt-Universität zu Berlin

III.2 Somato-soziale Ernährungsweisen

Isabella Marcinski, Freie Universität Berlin

Überlegungen zur einer feministischen Phänomenologie der Anorexie: Leib, Sozialität und Gender

Tanja Paulitz, Martin Winter, RWTH Aachen

Ernährung und die Materialisierung vergeschlechtlichter Körper

Verena Limper, Universität Köln

Säuglingsernährung als gendered practice. Die Geschichte der Flaschennahrung für Säuglinge im 20. Jahrhundert

Moderation: Melanie Bittner, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

III.3 Film und Theater / Inszenierungen von Gewicht

Katarina Saalfeld, Friedrich Schiller-Universität Jena

Sichtbarkeitspolitiken des transgeschlechtlichen Körpers im New Queer Cinema

Jenny Schrödl, Katharina Rost, Freie Universität Berlin

Körperlichkeit, Materialität und Gender in Theater und Theaterwissenschaft

Susanne Richter, Universität Bielefeld

Weiblichkeitsinszenierungen in YouTube Beauty Videos

Moderation: Anja Michaelsen, Ruhr-Universität Bochum

III.4 Reproduktionstechnologien / -praktiken / -theoreme

Bettina Bock von Wülfingen, Humboldt-Universität zu Berlin
Der gleiche materielle Beitrag von Spermium und Eizelle als Novum – Ökonomie in Zeugung und Vererbung des 19. Jahrhunderts

Verena Namberger, Humboldt-Universität zu Berlin
Die Materialität/en des (re)produktiven Körpers – ein feministischer Dialog

Julia Feiler, Ludwig-Maximilians-Universität München
Mütter von Gewicht? Zur Materialisierung von Mutterschaft im Diskurs um Social Freezing

Moderation: Mona Motakef, Humboldt-Universität zu Berlin

III.5 Vergeschlechtlichte Räume

Bobby Benedicto, University of Maryland
Dictatorship Architecture, Transgender Performance, and the Place of the Dead

Mai Lin Tjoa-Bonatz, Berlin
Das geteilte Haus: Geschlechtergetrenntes Wohnen im kolonialzeitlichen Südostasien

Nina Lorkowski, Technische Universität Berlin
Das Geschlecht des Badezimmers: Welche Rolle spielte Gender für die Einführung des Badezimmers als technisierte Nasszelle in den Privathaushalt?

Moderation: Claudia Bruns, Humboldt-Universität zu Berlin

15:45

Kaffeepause

16:00

Abschlusspodium

„Living in a material world“. Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Ökonomiekritik – Politik...

Es diskutieren u.a.

Christine Bauhardt, Humboldt-Universität zu Berlin

Ute Kalender, Charité Berlin

Andrea Maihofer, Universität Basel

Hannah Meißner, Technische Universität Berlin

Pia Garske, Freie Universität Berlin

Moderation: Kerstin Palm, Humboldt-Universität zu Berlin und
Susanne Völker, Universität Köln

Ende gegen 17:15

Birgitta Wrede, Alexander Fleischmann, Ilona Pache, Tanja Rietmann

Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2015

Die diesjährige Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) fand vom 12. bis 13. Februar 2015 an der Universität Bielefeld statt. Ausgerichtet wurde die Arbeitstagung vom Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF). Fast hundert Wissenschaftler_innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz trafen sich in angenehmer Atmosphäre, um aktuelle Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen zu diskutieren. Der qualifizierte Erfahrungsaustausch innerhalb des Dachverbandes KEG reflektierte vor allem Formen und Strategien der Institutionalisierung, identifizierte diesbezügliche Fallstricke der Hochschulpolitik und trug dazu bei, die Geschlechterforschung als institutionalisierte Wissenschaft weiter zu entwickeln. In diesem Jahr wurden schon lange in der KEG diskutierte Themen weiterverfolgt, aber auch neue Schwerpunkte in eigenen Arbeitsgruppen erörtert. Die immer aktuellen Fragen auf den Tagungen der KEG beziehen sich auf die wichtigen Strukturen und Institutionen der Gender Studies: die Zentren, die Studiengänge und weitere Institutionalisierungsformen. In Bielefeld standen in speziellen AGs folgende Themen zur Diskussion:

- Zentren an der unternehmerischen Hochschule – Perspektiven auf Geschlechterforschungszentren in Zeiten von Drittmitteln und Controlling
- Entwicklung der Gender-Studiengänge
- Regionale und nationale Netzwerke der Gender Studies
- Geschlechtertheorie am Puls der Praxis – Gender Studies an der Fachhochschule Kiel
- Gleichstellungspolitik und Gender Studies an Kunsthochschulen und -universitäten
- Gender Studies und Medizin
- Spannungsverhältnis zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung
- Potentiale von EU-Projekten zur Gleichstellungspolitik und Genderforschung
- Gender Inclusion in der Pädagog_innenausbildung

Die nächste Tagung der KEG wird vom 11. bis 12. Februar 2016 an der Humboldt Universität zu Berlin stattfinden. Als mögliche neue Themen und Aspekte wurden benannt:

- Verhältnis von Gender und Diversity-Konzepten (Positionen, Politiken, Institutionen)
- Neue inhaltliche Herausforderungen für die Gender-Studiengänge (Kerncurriculum, Internationalisierung, Austausch-Module, Mobilität, E-Learning, Integration von Diversity-Ansätzen, Bezüge zu außeruniversitären Praxisfeldern, etc.)
- Wissenschaftsmanagement in den Zentren im Kontext neuer Governancestrukturen
- Geschlechtertheorie und Gleichstellungspolitik: vertiefte Verständigung über den wechselseitigen konkreten Nutzen (z.B. Wissensproduktion).

Weiter fortgeführt werden sollen folgende AGs:

- Entwicklungen der Zentren für Gender Studies
- Entwicklungen der Gender Studies Studiengänge
- Gender Studies an Kunst- und Musikhochschulen.

Wir freuen uns auf eine rege und vielseitige Beteiligung an dieser Arbeitstagung.

Die Sprecher_innen der KEG:

Dr. Birgitta Wrede (Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), Universität Bielefeld) – birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Dr. Ilona Pache (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG), Humboldt-Universität zu Berlin) – ilona.pache@gender.hu-berlin.de

Dr. Tanja Rietmann (Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung, Universität Bern) – tanja.rietmann@izfg.unibe.ch

Alexander Fleischmann (Akademie der bildenden Künste Wien) – a.fleischmann@akbild.ac.at

KEG im Internet: <http://www.genderkonferenz.eu>. Hier gibt es unter **Kontakt** die Möglichkeit, sich in die Mailingliste der KEG einzutragen. Informationen können über die Mailingliste von dort aus auch von Eingetragenen verteilt werden. Darüber hinaus finden sich hier ausführliche Berichte über die Arbeitstagungen der KEG sowie über einzelnen AGs.

Das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) hat zu der Tagung der KEG 2015 eine Seite mit Berichten und Bildern veröffentlicht. Diese ist zu finden unter: <http://www.uni-bielefeld.de/IFF/berichte>

Maria Magdalena Mayer, Lena Mobers

GenderChange und unternehmerische Universität

Im Namen des DACH-Forschungsverbundes „Entrepreneurial University und Gender Change – Arbeit, Organisation, Wissen“ und des Zentrums für interdisziplinäre Frauen und Geschlechterforschung (ZIFG) der TU Berlin hieß Sabine Hark (Leiter_in des ZIFG) die Teilnehmer_innen zur Tagung „Gender Change und unternehmerische Universität“, die am 23. und 24.04.2015 in Berlin stattfand, willkommen.

Eröffnet wurde die Tagung von Angela Ittel (Vizepräsident_in für Internationales und Lehrkräftebildung an der TU Berlin). Sie betonte die Relevanz der Geschlechterforschung und die wesentliche Rolle von Gleichstellung an der TU Berlin. Die TUB verfolge das Ziel, inhaltlich die natur- und technikkwissenschaftliche Entwicklung in ihren gesellschaftlichen Dimensionen zu reflektieren. Johanna Hofbauer (Wirtschaftsuniversität Wien) nahm dieses Thema auf und sprach über Bedingungen von Kritik im eigenen Feld.

Nach der Einführung in die Tagung startete das erste Panel, das die institutionelle und inhaltliche Dimension der Gender Studies beleuchten sollte. Der einführende Vortrag von Gabriele Griffin (York University) erläuterte Kennzeichen der unternehmerischen Hochschule und stellte zur Diskussion, welche Rolle die Gender Studies innerhalb dieser Umstrukturierung spielen können. Während sich einerseits eine prekäre Situation der Mittelverknappung, der Kontrolle und Bewertung durch die Hochschulleitung für die Gender Studies einstellt, können diese andererseits viele Punkte der unternehmerischen Hochschule umsetzen, wie Interdisziplinarität und einen hohen Praxisbezug. Gerade die prekäre Situation, in der Gender Studies Akteur_innen an vielen Hochschulen arbeiten, war von dem Grazer Forschungsprojekt herausgearbeitet worden, das darauffolgend Gerlinde Malli, Susanne Sackl-Sharif und Elisabeth Zehetner vorstellten. Aus qualitativen Interviews, die im Rahmen des Forschungsprojektes „*Nach Bologna: Gender Studies in der unternehmerischen Hochschule. Eine Untersuchung in Deutschland, Österreich und der Schweiz*“ an Universitäten geführt wurden, wurde klar, dass die Institutionalisierung der Gender Studies vor allem dort erfolgreich war, wo nachhaltige Strukturen etabliert werden konnten. Durch Probleme der Finanzierung konnten jedoch auch Inhalte und Bedeutung der Gender Studies für die jeweiligen Hochschulen in Frage gestellt werden.

Die inhaltliche Dimension der Gender Studies beschäftigte Sabine Hark, Aline Oloff und Anja Rozwandowicz im Berliner Teil des Projektes. Herausgearbeitet

werden konnte, dass es in den Gender Studies Studiengängen zwar durch die Akteur_innen gefühlte Gemeinsamkeiten gibt, diese sich jedoch anhand von Selbstbeschreibungen und Einführungsveranstaltungen in den Studiengängen nicht identifizieren ließen, sondern die Gender Studies als Studiengänge sich als äußerst heterogen präsentierten. Während Inter- und Transdisziplinarität genauso wie eine immanente Wissenschaftskritik überall nachgewiesen werden konnten, fehle es an einem die Gender Studies bestimmenden Kanon.

Im Anschluss widmete sich Panel 2 dem Schwerpunkt Arbeit. Im einführenden Vortrag richtete Ada Pellert (Donau-Universität Krems) den Fokus auf die Frage, ob und inwiefern gender ein Motor der inhaltlichen und organisatorischen Institution Hochschule ist und sein könne. Sie problematisierte die Frage des Managements von Hochschulen, das in einem strikten Übernehmen eines wirtschaftlichen Managerialismus durch einen gesteigerten Wettbewerbsgedanken der Universität schaden könne, bei der richtigen Ausgestaltung jedoch auch produktiv sein kann. Dazu brauche es jedoch kritische Forschung.

Theoretische Grundlage des Projekts der Universität Göttingen „*Wissenschaftskarrieren und Geschlecht. Fallstudien zu Frankreich, Deutschland, Österreich*“ war Foucaults Gouvernementalitätsbegriff und die darin enthaltene Verknüpfung von Herrschaftstechniken mit Technologien des Selbst. Ausgehend von der Annahme New Public Management (NPM) bringe neue Formen der unternehmerischen Selbsttechnologien und geschlechtsspezifische Effekte der Subjektivierung hervor, wurde von Ilse Costas, Celine Camus und Stephanie Michalczyk untersucht, wie die Umstrukturierungen im Rahmen des NPM die Geschlechterverhältnisse in wissenschaftlichen Karrieren verändere. Anhand einer Deutungsmusteranalyse, einer quantitativ statistischen Analyse und qualitativer Interviews kamen sie zu dem Ergebnis, dass sich Primär- und Sekundäreffekte der neuen Governanceformen zum Nachteil von Wissenschaftlerinnen verstärkten. Obwohl NPM das Prinzip der Meritokratie postuliere, führe es zu weiteren Selektionsmechanismen und neuen Geschlechterdifferenzierungen im akademischen Karriereweg.

Ausgangspunkt der Teilstudie der Universität Wien, durchgeführt von Johanna Hofbauer, Katharina Kreissel, Angelika Striedinger und Birgit Sauer, stellte die spezifische Situation von Universitäten als System loser Kopplungen zwischen Strukturelementen und Prozessen dar, welche durch NPM zu ‚complete Organizations‘ gemacht werden sollten.

Vor diesem Hintergrund stellte sich die Frage der Auswirkungen der Reformen auf Wissenschaftskarrieren und Geschlecht und inwiefern Managerialisierung Spielräume für mehr Geschlechtergerechtigkeit eröffne. Das vorgestellte Laufbahnstellenmodell, das die Universität als Machtfeld verstehe, in dem

Handlungen und Entscheidungen von einem Kampf um Ressourcen, Anerkennung und Positionen angetrieben seien, könne eine wichtige Ressource für Gleichstellung darstellen. Das Hauptaugenmerk der Universitäten liege jedoch auf der Reputation in dem jeweils relevanten Feld. Von diesen Faktoren sei abhängig, ob Gleichstellungspolitik eher als Priorität oder als Störfaktor wahrgenommen werde.

Auch Angela McRobbie (Goldsmiths College, University of London) beschäftigte sich in ihrem Abendvortrag mit Formen des Managements, brachte hier den Fokus aber auf die Ausbildung zukünftiger Manager_innen. In einer empirischen Untersuchung der Business Schools in Großbritannien konnte sie affektive Feminisierungen identifizieren, die feministische Errungenschaften zunichtemachen, indem kreative Arbeit Business-Plänen unterworfen wird und durch neoliberale Arbeitsanforderungen diese gleichzeitig unzugänglich für feministische Forderungen gemacht werden. Während gerade jungen Frauen ein neuer Weg der Selbstverwirklichung durch kreative Arbeit und durch eine Ausbildung an Business Schools suggeriert wird, werden Frauen innerhalb dieser Lebensläufe in prekäre Arbeitsverhältnisse verdammt und jede Politik feministischer Anliegen, wie zum Beispiel diese prekären Arbeitsverhältnisse zu adressieren, wird verneint.

Der Vormittag des zweiten Tages der Konferenz stand ganz im Zeichen der Organisationsdimension. Liisa Husu (University Örebro) konnte in ihrem einleitenden Beitrag bereits problematische Dimensionen des Strebens nach Exzellenz in der internationalen Hochschullandschaft herausarbeiten, die zum Beispiel zeigten, wie in der Annahme von Proposals Frauen benachteiligt werden und weibliche Wissenschaftlerinnen damit nicht ihren Beitrag zur erwünschten Exzellenz leisten können. Chancengleichheit schien in diesen Daten in weiter Ferne. In Teilprojekten aus Hildesheim und St. Gallen stellten die Kolleg_innen darauffolgend erste Forschungsergebnisse ihres Projektes *„Exzellenz und/oder Chancengleichheit der Geschlechter. Nationale Programmatiken und diskursive Praktiken an Universitäten in Deutschland und der Schweiz“* dar. Bei ihrer wissenssoziologischen Diskursanalyse der Begriffe Exzellenz und Chancengleichheit zeigte sich, wie Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit durch Gleichstellungs- und Exzellenzinitiativen diskursiv entstehen, wie politische Programmatiken im universitären Alltag eine Rolle spielen und wie sich diese Programmatiken gegenseitig unterstützen, jedoch auch neutralisieren können.

Im Abschlussvortrag stellte Dagmar Simon (Wissenschaftszentrum Berlin) die Stabilität der institutionalisierten Gleichstellungsstrukturen in Frage und legte ihre These dar, dass die implementierten Praktiken Stück für Stück wieder

abgebaut würden. Zudem griff sie die Frage auf, inwiefern flexible und damit prekäre Arbeitsverhältnisse konstitutiv für die neue Hochschule seien, und griff damit sowohl Ergebnisse des Projektes in Graz sowie des Vortrags von Angela McRobbie wieder auf.

In einer von Birgit Sauer (Universität Wien) moderierten zusammenfassenden Abschlussdiskussion konnten die Teilnehmer_innen offene Punkte wieder aufgreifen, wie das Spannungsverhältnis der Logiken in den Gender Studies, gleichzeitig Kritik an einer Bologna-logik zu üben und der Notwendigkeit gegenüberzustehen, Studierende auf Arbeitsmärkte vorzubereiten, oder sich zu fragen, wie möglicher Widerstand gegenüber problematischen Praktiken innerhalb der Universitäten aussehen könne. Dabei war die Prekarisierung der Wissenschaftler_innen ein diskutiertes Thema sowie der Wunsch, über die Kategorie Geschlecht hinauszusehen hin zu einer Verbindung mit Alter oder Migration.

Katharina Walgenbach

„Sehnsucht nach Identität“ – bildungstheoretische Perspektiven auf den Umgang mit Geschlecht und Kultur

Gastvortrag Prof. Dr. Astrid Messerschmidt (Technische Universität Darmstadt)

Am 21. Mai 2015 hielt *Prof. Astrid Messerschmidt* einen gut besuchten Gastvortrag zum Thema „Sehnsucht nach Identität“ am Institut für Erziehungswissenschaft der Humboldt Universität zu Berlin. Mit ihrem plakativen Titel zielte Messerschmidt auf die Beobachtung, dass Geschlecht und Kultur aktuell zu Kampfplätzen nationaler und globaler Identitätsordnungen avanciert sind. Die identitäre Verteidigung einer imaginierten Natur des Geschlechts bzw. der Sexualität zeigt sich nach Messerschmidt z.B. an Diskussionen über den Bildungsplan in Baden-Württemberg, die mit der Petition „Kein Bildungsplan 2015 unter der Ideologie des Regenbogens“ einen besonderen Höhepunkt erreichten. Zugleich wird Kultur gegenwärtig für nationale und europäische Gemeinschaftsvorstellungen beansprucht, so Messerschmidt. In populistischen Bewegungen werden kulturelle und geschlechtliche Identitäten gegen die Unübersichtlichkeit in einer von Migrationen und Globalisierung geprägten Gesellschaft in Stellung gebracht.

Nach Messerschmidt werden Bildungsinstitutionen in dieser Situation zum Schauplatz der Kämpfe um kulturelle und geschlechtliche Identitäten. Weil der Bildungsbegriff universalistische wie national-kulturalistische Elemente enthält,

gibt er nach Ansicht der Referentin einen ambivalenten Bezugspunkt für eine genderreflexive und migrationsgesellschaftlich zeitgemäße Pädagogik ab. Messerschmidt sprach sich deshalb abschließend für eine kulturalisierungskritische Bildung aus, die sensibel ist gegenüber Differenz- und Dominanzverhältnissen. Im Rekurs auf eine dekonstruktive Theorieperspektive plädierte Messerschmidt dafür, Identitätsordnungen zu hinterfragen und in Bildungskontexten eine Offenheit für den Umgang mit Uneindeutigkeit zu vermitteln.

Organisation: *Prof. Dr. Katharina Walgenbach* (Gastprofessorin Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien/Abt. Allgemeine Erziehungswissenschaft) und *Prof. Dr. Malte Brinkmann* (Institut für Erziehungswissenschaften/Abt. Allgemeine Erziehungswissenschaft)

Meike Brückner

Workshop “From the Field to the Table: Investigating Gender Dynamics in Production, Marketing and Consumption of African Indigenous Vegetables (AIVs) in Kenya”

Der Workshop “From the Field to the Table: Investigating Gender Dynamics in Production, Marketing and Consumption of African Indigenous Vegetables (AIVs) in Kenya” wurde am 28. und 29. Mai 2015 vom Fachgebiet Gender und Globalisierung am ADT-Institut für Agrar- und Gartenbauwissenschaften der Lebenswissenschaftlichen Fakultät der HU Berlin ausgerichtet. Der Workshop fand im Rahmen des vom BMBF geförderten Projektverbundes HORTINLEA statt, der Produktion, Vermarktung und Konsum indigener Blattgemüsesorten in Kenia untersucht und evaluiert, inwiefern diese zu Ernährungssicherung und zur Armutsbekämpfung in Ostafrika beitragen. Außerdem ist es erklärtes Ziel des Forschungsschwerpunktes des BMBF, zum wissenschaftlichen Capacity-Building in Ostafrika beizutragen. Entsprechend fließt der größte Teil der Finanzmittel in die Förderung kenianischer NachwuchswissenschaftlerInnen.

Ziel des Workshops war es, erste Ergebnisse der Teilprojekte *Meal Cultures in Market Trends and Consumption Habits* und *Gender Order: Embedding Gender in Horticultural Value Chains to Close or Reduce the Productivity Gap* mit geladenen WissenschaftlerInnen zu diskutieren. Im Mittelpunkt stand der Austausch über theoretische Ansätze, methodische Umsetzbarkeit und analytische Handhab-

barkeit. Ziel war es, einen konzeptionellen Rahmen zu entwickeln, der es erlaubt, Wertschöpfungsketten als geschlechtlich und lokal eingebettet zu verstehen.

Eröffnet wurde der Workshop von der Leiterin des ausrichtenden Fachgebiets Gender und Globalisierung Prof. Christine Bauhardt und der Projektleiterin Dr. Gülay Caglar. Der HORTINLEA Projektkoordinator Zoltan Ferenczi gab einen Überblick über Inhalte und Zielsetzungen des Projekts und stellte so den Kontext zu den folgenden Vorträgen her.

Prof. Stephanie Barrientos (University of Manchester) argumentierte in ihrem Vortrag *Gender Transformation in Global Value Chains*, dass Global Value Chains (GVC) mit dem Aufstieg von Supermarktketten und internationalen Lebensmittelkonzernen eine „Gender Transformation“ von der Produktion über die Vermarktung bis hin zum Konsum erleben. Angetrieben ist dieser Prozess durch die steigende Zahl von Frauen im Arbeitsmarkt und dadurch, dass Frauen die hauptsächliche Konsumentengruppe bilden. Frauen beeinflussen GVC, schließlich sind sie selbst Produzentinnen, Verkäuferinnen, Einkäuferinnen und Konsumentinnen. Vor diesem Hintergrund sei es unumgänglich, Gender als Analysekategorie zu berücksichtigen. Ein zentrales Argument ihres Vortrags war, dass für Supermärkte Qualität bei geringem Preis das entscheidende Kriterium für die Vermarktung von Produkten ist. Sie zeigte am Beispiel der Kakaoproduktion, dass bis zum Jahr 2020 ein Engpass in der globalen Verfügbarkeit von Schokolade absehbar ist, da die Anbaubedingungen und die geringen Preise für das Rohprodukt Kakao die Existenzbedingungen der KakaoproduzentInnen unterminieren. Lange wurde übersehen, dass Frauen entscheidende Positionen bei der Qualitätssicherung im frühen Anbaustadium der Kakaopflanzen innehaben und dass eine Anerkennung ihrer Arbeit auch zur Absicherung der Kakaoproduktion insgesamt beiträgt.

Im anschließenden Vortrag brachte Dr. Gülay Caglar (Humboldt-Universität zu Berlin) mit dem Vortrag *How to Analyze the Social Embeddedness of Horticultural Value Chains: A Conceptual Framework* eine weitere Perspektive in die Diskussion um die Einbettung von GVCs ein. Sie skizzierte das „Social Embeddedness“ Konzept von Karl Polanyi, welches verdeutlicht, dass Marktgeschehen und -strukturen in soziale Beziehungen und Verflechtungen eingebunden sind. Deutlich wird dies am Beispiel der Kaufentscheidungen von indigenem Blattgemüse; hier zeigte sich, dass der Kauf nicht zwingend vom Preis abhängt, sondern oft von persönlichen Beziehungen zu den HändlerInnen und dem ihnen entgegengebrachten Vertrauen geprägt ist. Der Vortrag verdeutlichte, dass GVC nicht losgelöst von alltäglichen Praktiken und Beziehungsgeflechten betrachtet werden können.

Am Nachmittag präsentierte Ruth Gitigha (African Centre for Technology Studies) ihren Vortrag *Mapping Domestic Value Chain from a gender perspective: The case of African indigenous vegetables (AIVs) in Kenya*. Sie ging der Frage nach, inwiefern die Wertschöpfungskette von AIVs geschlechtlich differenziert ist und welche Geschlechterdynamiken hier auftreten. Ihre Feldforschung in Kenia zeigt, dass von Frauen geführte Haushalte und der Anteil der berufstätigen Frauen zunehmen, was aber nicht in eine gleichberechtigten Verteilung der Ressourcen oder Zuständigkeiten mündet. Die Bedeutung von Frauen in der Wertschöpfungskette von AIVs wurde durch eine Kartierung der einzelnen Aktivitäten deutlich. An dieser Stelle konnte sie an Stephanie Barrientos anschließen, denn es wurde sichtbar, dass hauptsächlich Frauen für Aktivitäten, die die Qualität des Gemüses sichern, wie Waschen, Sortieren und Bündeln, zuständig sind.

Anschließend präsentierte Emma Awino Oketch (African Centre for Technology Studies) ihren Vortrag *Shifts in Gender Power Dynamics: The Effects of AIV Value Chain Development*. Ausgangspunkt war der narrative Rahmen der Diskussion um Frauen in der Landwirtschaft: Frauen als die unterdrückten Menschen, die keinen Zugang zu Land und wenig Handlungsspielraum haben, wenn es um die Verteilung der Gewinne geht. Das dominante Narrativ ist also, dass Frauen befähigt – empowered – werden müssen. Oketch argumentiert, dass dieses Narrativ nach und nach erodiert, da Frauen zunehmend in Entscheidungsprozesse eingebunden sind. Andererseits wurde durch die Feldforschung in Kenia deutlich, dass es für Frauen kein Leichtes ist, den Spagat zwischen Reproduktionsarbeit und Erwerbstätigkeit zu organisieren: So müssen Marktverkäuferinnen zum Beispiel oft ihr Blattgemüse zu niedrigeren Preisen verkaufen, wenn es an der Zeit ist, sich um Kinder und Haushalt zu kümmern.

Der zweite Tag stand im Zeichen des Projekts *Meal Cultures in Market Trends and Consumption Habits*, sodass das Ende der Wertschöpfungskette – der Konsum – in den Fokus rückte. Dr. Emma-Jayne Abbotts (University of Wales, Trinity Saint David) eröffnete die Debatte mit dem Vortrag *Cultural Politics of Food Practices and Eating: Insights from Anthropology*. Abbotts erläuterte zwei kontrastierende Dimensionen von Ernährung, die symbolische und die materielle. Vor allem das Materielle sei essentiell: Die Interpretation des Essens als eine körperliche Praxis rückt das Verständnis in den Blick, dass der Körper stoffliche Materie ‚einverleibt‘, aufnimmt und verdaut. Gleichwohl werden durch die Kopplung von Ernährung und Körper soziale Beziehungen sichtbar, die die Wertschöpfungskette formen. Denn die Produkte, die wir essen, gehen aus körperlicher Arbeit vorheriger Akteure entlang der Wertschöpfungskette hervor.

Meike Brückners (Humboldt-Universität zu Berlin) Vortrag *The Role of Gendered Food Habits in Value Chain Analysis* ging der Frage nach, warum es vonnöten ist,

das Thema Ernährungsgewohnheiten in die Analyse von Wertschöpfungsketten zu integrieren. Ernährungsgewohnheiten und Produktion, Vermarktung und Konsum seien untrennbar miteinander verwoben, weshalb eine Analyse angewendet werden muss, die auf Haushaltsebene individuelle Ernährungsmuster untersucht, um einerseits deren Einfluss auf GVC und andererseits den Einfluss von GVC auf Ernährungsgewohnheiten offenzulegen. Dadurch wird die Sphäre der Reproduktionsarbeit sichtbar sowie die Wirkung von Geschlechterarrangements und -normen. Ferner sei es von Bedeutung, Ernährungstrends, spezifische Kontexte (wie z.B. Ethnizität oder Raum) und die symbolische Aufladung von Produkten in die Analyse zu integrieren.

Anne Aswani (African Centre for Technology Studies) zog mit ihrer Präsentation *Discovering Traditional Vegetables: Changing Food Habits and Consumption Patterns in Kenya* Verbindungslinien zum vorhergehenden Vortrag und präsentierte erste Ergebnisse ihrer Feldforschung. Dabei wandte sie die Ansätze von *food security* und *meal security* an. Aswani konstatierte, dass AIVs aus gesundheitlichen Aspekten sehr wohl einen Beitrag zur Ernährungssicherheit in Kenia leisten können. Barrieren für den Konsum jedoch liegen in der zeitintensiven Zubereitung des Blattgemüses und in dessen schwankender Verfügbarkeit während der Trockenzeit.

Dr. Parto Teherani-Krönner (Humboldt-Universität zu Berlin) verdeutlichte in ihrer Präsentation *Meal Cultures: Cooking as a Missing Link in the Conceptualization of Food Security*, dass notwendige Arbeitsschritte, Geschlechterarrangements, kulturelle und ökologische Bedingungen in der agrarwissenschaftlichen Auseinandersetzung um Ernährungssicherung zu wenig Berücksichtigung finden. Sie argumentierte, dass die Analyse von Mahlzeitenkulturen – Praktiken der Zubereitung und des gemeinsamen Speisens – zentral sei, um zu verstehen, unter welchen sozialen und ökologischen Bedingungen die Ernährungssicherheit gewährleistet werden kann. Eine Analyse, die solche Kontexte beachtet, kann Praktiken auf der Mikroebene untersuchen und geschlechtliche Ordnungen, wie z.B. die des Servierens oder der Sitzordnung während einer Mahlzeit, entschlüsseln.

Der Vortrag von Emil Gevorgyan *Disseminating Gender Knowledge for Value Chain Development* schloss den Workshop ab. Er stellte Strategien vor, die gewonnenen Ergebnisse innerhalb des Projektverbundes HORTINLEA zu verbreiten und darüber hinaus in der Praxis anzuwenden. Hier entwickelte sich eine rege Diskussion über die Begrifflichkeit „Innovation“ und ob eine solche Terminologie nicht übersieht, welche Potenziale bereit jetzt im Wissen und in den Kompetenzen der lokalen AkteurInnen vorhanden sind.

Am Ende des Workshops standen einige Fragezeichen im Raum: Muss immer ein Transformationsprozess stattfinden oder ist es nachhaltiger, vorhandene Handlungsmuster weiterzuentwickeln? An welchen Maßstäben soll Innovation gemessen werden? Wie können Wissen und Erfahrung besonders der Frauen im Umgang mit indigenem Blattgemüse in die Forschung über Anbau- und Vermarktungsmethoden in die Agrarforschung und -praxis einfließen und diese gestalten?

Insgesamt gelang es dem Workshop, das Thema der gartenbaulichen Wertschöpfungsketten aus unterschiedlichen Perspektiven – from the field to the table – zu diskutieren. Die neuen Anregungen und Kontakte werden eine Bereicherung für den Fortgang der HORTINLEA-Projekte sein.

Astrid Landero, Eva Gerlach

ZtG-Kolloquium „Alter(n) und Gender: Interdisziplinäre Perspektiven“

„Gibt es eigentlich auch schöne Seiten am Älterwerden?!“

Genau diese Frage, gestellt von der Moderatorin Prof. em. Dr. Hildegard Maria Nickel, treibt auch uns, Projektleiterinnen („best ageing“) vom Frauenzentrum Paula Panke e.V. seit geraumer Zeit um. Mit unseren Besucherinnen und Kolleginnen sind wir älter geworden und haben so gemeinsam eine Bildungsreihe für 2015 zum Thema „Wir sind die neuen Alten – Älterwerden aus weiblicher Sicht“ entwickelt.

Das Kolloquium „Alter(n) und Gender: Interdisziplinäre Perspektiven“ des ZtG an der Humboldt-Universität zu Berlin am 25./26. Juni 2015 kam für uns zum richtigen Zeitpunkt und erwies sich als Wissens- und Erfahrungsquelle für unsere Bildungsreihe. Elisabeth Reitingner und Bärbel Traunsteiner von den Unis Klagenfurt, Wien und Graz zeigten in ihren Untersuchungen, dass Geschlechteridentitäten bis ins hohe Alter erhalten bleiben und wie unterschiedlich Erkrankungen wie Demenz erfahren und mit ihnen umgegangen wird. Auch, dass die Wahrnehmung von Alter, nicht nur in Österreich, mit ausschließlich heterosexueller Identität verbunden wird, entspricht unseren Erfahrungen.

Ulrike Vedder, Literaturwissenschaftlerin referierte über Lebensqualität im Alter, auch im Zusammenhang mit drohenden Demenzerkrankungen und Anspruch auf selbstbestimmtes Leben.

Vermerkt sei auch, dass die Veranstaltung zum Thema Altern im ehrwürdigen Senatssaal kurz von einem etwa vierjährigen Jungen unterbrochen wird. Mit zwei Luftballons in der Hand steht er plötzlich vor uns. Draußen lärmen gefühlt hunderte seiner Altersgefährten. Das Humboldt-Kinderfest findet zeitgleich statt, während wir uns denkend mit dem Altern und zurückhaltend auch mit dem Sterben beschäftigen.

Da ist es dann wieder das Unbehagen und prompt weist Frau Vedder auf Miriams Hallers „Ageing Trouble“ hin. Gibt es also schöne Seiten am Altern?

Unbestritten, aber sie scheinen als Forschungsgegenstand nicht ergiebig zu sein. Es werden weitere Autorinnen und ihre Veröffentlichungen genannt, wie der Roman „Haus der Schildkröten“ von Annette Peht und Jenny Erpenbecks „Tand“. Erpenbeck beschreibt darin eindrucksvoll, wie ihre Großmutter allmählich in die Natur überzugehen scheint.

Mit Stefan Blüher von der Charité verlassen wir die Welt der Literatur und werden an Befunde zu objektiven und subjektiven Gesundheitsaspekten aus einer Kohortenstudie mit älteren Frauen und Männern herangeführt.

Mit Interesse nehmen wir zur Kenntnis, dass Männer ihren Gesundheitszustand jenseits jeglicher Diagnose besser einschätzen als dies bei Frauen der Fall ist. Auch, dass psychische, physische, soziale und ökonomische Ressourcen, aber auch biografische Ereignisse und individuelles Gesundheits Handeln den Prozess des Alterns bestimmen, wird nachgewiesen.

Es bleibt für uns die Frage, ob es schöner ist als Mann oder als Frau zu altern.

Auch wenn Männer aufgrund des gravierenden Lohngefälles (equal pay!) und weitgehend ungebrochener Erwerbsverläufe heute noch ökonomisch abgesichert altern, wird Altersarmut zukünftig vom Gespenst zur Realität für beide Geschlechter.

Elke Brüns verweist darauf, dass viele Ältere schon heute ihnen zustehende soziale Alterssicherung nicht in Anspruch nähmen. Stolz, Scham, Unsicherheit? Es bleiben Vermutungen.

Die älter werdende Gesellschaft wird sich zunehmend in eine wohlhabende und verarmte Bevölkerungsschicht splitten.

In unserer Arbeit bei Paula Panke sind wir schon heute mit diesen Tatsachen vertraut. Älteren Frauen mit Grundsicherung, nach Erwerbsleben und Kindererziehung, bleibt nicht das Geld für öffentliche Verkehrsmittel oder ein Geburtstagsgeschenk für das Enkelkind.

Yoko Ono meint zu Recht, „some people are old at 18, some are young with 90“. Nur dass Arme leider geringe Chancen haben ein solches Alter zu erreichen.

Zum Schluss des Kolloquiums fragten wir uns: Was ist eigentlich mit Liebe, mit Sexualität im Alter?

Diese Themen blieben weitestgehend ausgeklammert. Genau an dieser Stelle lädt Paula Panke zu einem erquicklichen Leseherbst ein. Näheres unter www.paula-panke.de.

Verraten sei schon, dass u.a. Helke Sanders aus ihrem Buch „Der letzte Geschlechtsverkehr“ und Jutta Voigt aus „Spätvorstellung“ lesen werden.

Schade auch, dass eine so gründlich vorbereitete und zeitgemäße Wissenschaftsveranstaltung an der hauptstädtischen Alma Mater so wenig Publikum in die Humboldt-Universität führte.

Angst vorm Altern?

Das Kolloquium hat uns bestärkt, inspiriert am Thema des eindrucksvollen Prozesses Altern dranzubleiben.

Ja, und es hat schöne Seiten, denn es sind doch die steten Veränderungen, die das Leben und so auch das Älterwerden bestimmen.

Was wir uns bei Paula Panke nach diesem Tag wünschen: Ein Mehr an ertragreichen Verknüpfungen zwischen Wissenschaft, praktischer Sozialarbeit und Kunst.

Anandita Bajpai

**Schneider, Nadja-Christina; Titzmann, Fritzi-Marie (eds.):
Studying Youth, Media and Gender in Post-Liberalization
India: Focus on and beyond the ‘Delhi Gang Rape’
(Kommunikationswissenschaft, Bd. 6).**

Berlin: Frank & Timme, 2015. – 218 S., ISBN 978-3-86596-535-6, 34,80 €

In terms of its thematic foci, this book could not have been better timed. Heated debates over the banning (in India) of the documentary film ‘India’s Daughter’,⁴ based on the ‘Delhi Gang Rape’ of 2012 and due for release in March 2015, have once again brought the incident to the forefront in media discussions. These discussions on the ban elucidate the variegated public opinion on whether the film should or should not have been released. Voices within India may largely be split into (1) those opposing the release on grounds that the documentary maligns India’s international image and gives a platform and too much air-time to a perpetrator⁵ and (2) those in favour of the release on grounds that it ‘exposes’ (rather than silencing) the roots of a larger social problem. A deeper probing into the discussions, however, illustrates that the picture is more complex and diversified just as the legitimation grounds utilized to support either of the two stands. It is precisely this complexity that the five chapters of Part I (*The ‘Delhi Gang Rape’ as a Critical Media Event: Representations, New Practices of Debate and Media Sociability*) delve into and graphically unfold.

In her remarkable analysis of what she terms as ‘national’ and ‘global’ media discourses on the incident itself and the problem of gender based inequalities, Maitrayee Chaudhuri lucidly demonstrates how growing convergences between the two may be located, though numerous differences still persist. She draws the reader’s attention to a very important dimension of new media technologies – their almost magical capacity for enabling ‘instant access.’ The call for a greater emphasis on history and political economy for a better comprehension of the contexts and the commonalities/differences between these two levels (national and global) of information production is exceptionally well grounded in the empirical data derived from discussions in newspapers, television channels and internet forums. In chapter 2, Jesna Jayachandran draws our attention to a source that has hitherto received less academic attention, *viz.*, reader comments

⁴ Directed by Leslee Udwin.

⁵ The documentary film shows the interview conducted with one of the rapists (Mukesh Singh).

in online print media. By analysing online reader comments from the *Times of India*, she highlights how 'gender bias, hate speech and online rape threats indicate the resilience of chauvinism in digital spaces' (p.70) most rightfully leading to the conclusion that while on the hand, technology enables greater access and consumption of news, on the other hand, it also bears the potent danger of re-enforcing pre-existing inequalities.

Chapter 3 (Fritzi-Marie Titzmann) looks at yet another unexplored platform, a web portal called *Youth Ki Awaaz* (Voice of the Youth), innovatively scrutinising the interface between digital discussions and active mobilisation and participation in street protests in the aftermath of the December episode. It therein refutes the commonly held perception that youth are generally disengaged in socio-political movements. Chapter 4 (Maren Wilger) is a related exploration of debates and discussions linked to the rape case on another online platform, though this time readers get introduced to a US based news aggregator called reddit.com. The chapter rightfully points to the stereotyping and essentialist tendencies to cast the construed homogeneous entity of 'India' as being synonymous with a 'backward rape culture' (p. 126). Generalisations which produce 'Delhi' as 'India' and 'Indian men' as 'rapists' abound here. An interesting aspect of this analysis is the position of the users of Indian origin based outside of India, who were consistently forced into becoming defensive once they identified as being Indian. Chapter 5 is an interview (conducted by Urmila Goel) of the renowned writer, historian and publisher Urvashi Butalia that sharply reflects on the asymmetry of information in non-Indian platforms when it comes to the subject of the longstanding history of the women's rights movement in India. This lack explains the further negative branding of India as a country with no past of movements for women's equality and as being an exotic imaginary country shrouded in religiosity that impedes the realisation of women's rights. Butalia sensitises the readers to the position of feminists and activists from India who, especially when speaking in international fora, persistently need to balance between not silencing and covering the terrible nature of crimes committed against women in India and the gaps in Indian law and, at the same time, appreciating efforts such as the recommendations of the Justice Verma Committee and not allowing external observers to stereotype India but rather to 'turn the mirror on themselves' (p. 135).

Part II (*Linking Youth, Gender and Media Studies: Media Practices, New Im/Mobilities and Evolving Sexual Identities*) shifts the focus away from the December incident in Delhi. Chapter 6 (Thomas K. Gugler) gives a detailed account of the LGBTQ activism in India, particularly describing the criminalisation, the decriminalisation and the eventual re-criminalisation of homosexualities in India. It traces the judicial context within which homosexuality has been

targeted as a criminal offense under Section 377 of the Indian Penal Code that was later declared as unconstitutional by a Delhi High Court judgement in 2009, only to be overturned by the Supreme Court in 2013. More importantly, the chapter places the subject of sexual liberalisation within a broader environment of capitalist change in India, whereby many participants of pride parades also become potential consumers of advertising and pornography industries. It convincingly concludes that regardless of these processes of commodification, a 'pluralisation and diversification of sex worlds seems unstoppable' (p. 160).

In Chapter 7, Nadja-Christina Schneider analyses documentary films on 'young Muslim women in the city' made by female filmmakers, grounding the much needed claim that such documentaries should not be viewed as 'alternative representations' of a religious other. This especially within an environment where sweeping generalisations and the perpetuation of stereotypes is common practice in the ambit of Indian media. Instead, the chapter offers the refreshing lens of 'entangled im/mobilities' to disclose the nuances of the contexts of a generation of women born in the 1980s and 1990s, who have been witness to tremendous socioeconomic transitions, of which cities are the most graphic expression.

Chapter 8 (Kabita Chakraborty) is an ethnographic study of two *bustees* (urban slums) in the city of Kolkata where the author traces the impact of mobile phones on local youth culture. The chapter aptly shows how the mobile phone becomes the icon of socioeconomic aspirations, a connecting medium for enabling 'forbidden' love and changes from being an unaffordable luxurious technological apparatus of status to being a banal everyday 'entertainer'. The chapter is rich in its material, collected over a decade, and calls for more attention to be paid to technology in general when studying youth culture.

In general, the edited volume is promising and offers engaging discussions on the increasing presence of new media (online platforms) in post-liberalisation India and its impact on issues related to gender and youth, though not shying away from older forms like newspapers, television channels and documentary films. However, the link between the two parts of the book could be developed further. This cannot be captured aptly only by relying on the usage of the word 'beyond'. There seems to be a slight imbalance between an exclusive thematic focus on the 'Delhi gang rape case' in five chapters and a more diversified focus on the 'beyond', with three chapters covering documentary films on the question of 'young Muslim women in the city', the diversification of sex worlds and the usage of mobile phones in shaping youth cultures. Though the larger umbrella themes are actively interconnected, chapters in Part II, at least after a first reading impression, appear to be more disconnected to Part I. Though all eight

contributions in this volume are driven by the motivation to render visible the interconnectedness of (new) media, gender, youth and its political implications' (p.15), it would add to the richness of the volume if this interconnectedness was theoretically more explored also in the introduction.

With regards to the first five chapters dealing with the Delhi rape case, a question that arises is whether in their dealings with the different media platforms, the authors encountered cases whereby users (female or male) have (whether in anonymity or not) announced their own past experiences of harassment and abuse as a means to connect/relate to the Delhi incident. Some of the contributions do point out to the uproar the Delhi case caused because of a general feeling that 'it could happen to anyone'. It is perhaps important to note that new media especially becomes an interesting medium here. Such platforms do produce mobilisation but also offer people the possibility to remain anonymous in spite of openly claiming similar pasts. This relative anonymity prevents the stigmatisation feared when one 'goes public' about the experience. This strengthens the cause of new media tools, which can mobilise communities based on an identification viewers/readers draw to what is being discussed and is an aspect, which could be further developed.

Another issue in Part I, which deserves greater space, is the category of the 'victim'. While all contributions are sensitive in terms of classifying the categories of 'national', 'gender', 'global', etc., there is no dealing with the term 'victim.' This ascription to the persons who have been discriminated against or abused has a legacy of deprived agency, highlighting a 'deficit' which is accorded to those aggressed. There have indeed been feminist voices that have attempted to critique this deficit discourse. The category, however, has not been viewed through the analytical lens by the contributions (and emerges as an emic one) though a great reflexivity is apparent on other such discursive groupings.

The above stated, these remarks should not deter readers from engaging with this volume as it indeed provides a collection of well researched, theoretically grounded essays which offer new refreshing insights for research in the field of Indian Media Studies. The book is promising in that through its diverse topics, it aptly presents the diversified nature of the post liberalisation Indian media.

(Anandita Bajpai, Institut für Asien-und Afrikawissenschaften, Seminar für Südasiens-Studien, HU Berlin; Zentrum Moderner Orient, Berlin)

Miriam Folashade Ajayi

Korteweg, Anna C.; Yurdakul, Gökçe: The Headscarf Debates – Conflicts of National Belonging.

Stanford, California: Stanford University Press, 2014. – 257 S., ISBN 978-0804776851, 23,87 € (Taschenbuch)

In ihrem Buch „The Headscarf Debates – Conflicts of National Belonging“ untersuchen Anna C. Korteweg und Gökçe Yurdakul, wie kontrovers geführte Kopftuchdebatten in säkular geprägten Gesellschaften Narrative zur nationalen Zugehörigkeit von Muslim_Innen bestätigen, umgestalten und transformieren. Zudem beleuchten die Autorinnen, wie muslimische Frauen selbst aktiv Einfluss auf die Debatten nehmen, ihnen widersprechen und Gegen narrative erzeugen. In den Debatten wird ausgehandelt, was das Kopftuch repräsentiert, welchen Platz religiös identifizierte Musliminnen in der Öffentlichkeit einnehmen und welche Bedingungen sie dafür erfüllen müssen. Der Arbeit liegt das Verständnis zugrunde, dass das Gefühl nationaler Zugehörigkeit sowohl persönlich als auch politisch ist und jede Gesellschaft mit Hilfe dominanter nationaler Narrative – für die Differenz im Allgemeinen und für migrationsbedingte Heterogenität im Besonderen – eine abgrenzbare und als exklusiv imaginierte Homogenität schafft, die als eine Bedrohung wahrgenommen wird. Das Kopftuch ist dabei ein öffentlich sichtbares Zeichen des Islam, auch wenn es keine eindeutige Bedeutung gibt. Seine Interpretation entwickelt sich innerhalb von politischen Kontexten, nationalen Narrativen und den Positionen von Akteur_Innen als Trägerinnen oder Nichtträgerinnen stets weiter, auch wenn sowohl Trägerinnen als auch Nichtträgerinnen sich für das Tragen von Kopftüchern aussprechen können.

Um herauszuarbeiten, inwieweit Kopftuchdebatten die Narrative nationaler Zugehörigkeit beeinflussen, vergleichen Korteweg und Yurdakul die Kopftuchdebatten in Frankreich und der Türkei als Länder, in denen Religion aus einer strikten säkularen Tradition in den privaten Bereich verwiesen wird sowie die Debatten in den Niederlanden und Deutschland, die eine neutrale Haltung gegenüber religiöser Sichtbarkeit im öffentlichen Raum einnehmen. Für die Länder werden jeweils Diskursanalysen anhand der Auswertung von Zeitungen, die das gesamte politische Spektrum abdecken, Gesetzestexten, Gesetzesentwürfen und den dazugehörigen Parlamentsdebatten, sowie Interviews mit muslimischen Aktivistinnen durchgeführt. Dabei nehmen Korteweg und Yurdakul eine feministische, intersektionale und postkoloniale Perspektive ein.

Frankreich

Frankreichs Kopftuchdebatte ist geprägt von einem nationalen Narrativ, die den Republikanismus, den Laizismus und das Konzept von geschlechtlicher Gleichberechtigung als Kernelemente beinhaltet. Diese Prinzipien der öffentlichen Ordnung werden durch das Kopftuch und die *Niqab* als bedroht wahrgenommen. Als Effekte der Diskurse wird das Kopftuch in Schulen und die *Niqab* im gesamten öffentlichen Raum verboten. Innerhalb der französischen nationalen Narrative ist es unmöglich, als ‚französisch‘ wahrgenommen zu werden und zugleich ein Kopftuch zu tragen, auch wenn muslimische Aktivistinnen versuchen, ein erweitertes Verständnis von Zugehörigkeit zu schaffen. Die Autorinnen arbeiten zwei Positionen innerhalb der französischen Kopftuchdebatte heraus. Zum einen wird das Kopftuch als eine kommunitaristische Bedrohung empfunden, die mit einer republikanischen und laizistischen nationalen Zugehörigkeit unvereinbar ist und die Stigmatisierung von Musliminnen durch das Kopftuch einschließt. Zum anderen wird das Kopftuch als Zeichen der Unterdrückung von Frauen innerhalb des Islam und konträr zu dem Prinzip der Gleichberechtigung der Geschlechter der französischen Narrative verstanden. Dem stellen einige Kopftuch tragende Musliminnen die Vereinbarkeit als muslimische, moderne Französinnen entgegen, indem sie sich auf emanzipatorische Strömungen des französischen Feminismus berufen.

Türkei

Seit 2013 haben Kopftuch tragende Frauen in der Türkei Zugang zu Bildungseinrichtungen und Positionen in öffentlichen Positionen. Das Kopftuch ist ein Unterscheidungsmerkmal zwischen einer urbanen säkularen Elite und einer religiösen ländlichen Unterschicht. Mittlerweile ist die türkische Bevölkerung in zwei Lager gespalten, die alternative nationale Narrative anbieten. Ein prosäkularer Teil hält an dem historischen Säkularismus fest und verbindet mit ihm untrennbar eine westliche Orientierung und Modernität als Voraussetzungen für eine Demokratie, obwohl innerhalb ihrer Argumentation Aspekte von demokratischen Partizipationsmöglichkeiten von großen Bevölkerungsgruppen unberücksichtigt bleiben. Für sie symbolisieren proreligiöse Forderungen Rückständigkeit sowie einen Gesetzverstoß. Der andere Teil entwickelt ein neues Verständnis vom Zusammenspiel von Säkularismus, Demokratie und Islam. Dazu greifen proreligiöse Politiker_Innen liberale Argumente wie die Befürwortung von Diversität auf, um liberale und islamische Debatten miteinander zu verbinden und dadurch Säkularismus neu zu definieren. Dennoch zeigen jüngere Proteste wie jene um den Gezi Park, dass sich die zwei Gruppen nicht unüberbrückbar gegenüberstehen, sondern sich angesichts eines zunehmend autoritären Regimes gemeinsam gegen eine Politisierung des Islams stellen. Zudem

kritisieren einige Musliminnen in der Türkei geschlechtsspezifische Argumente beider Lager innerhalb des Diskurses und sprechen sich gegen eine politische Instrumentalisierung religiöser Musliminnen aus. Stattdessen verbinden sie prosäkulare und proreligiöse Aspekte, die postsäkulare Narrative schaffen und multiple Identitäten und Zugehörigkeiten zulassen.

Niederlande

Das Kopftuch und die *Niqab* können in den Niederlanden entweder als Zeichen sozialer Desintegration oder als Potenzial gesehen werden, um das Verständnis von niederländischer Zugehörigkeit zu erweitern. Die nationalen Narrative in den Niederlanden basieren auf Toleranz, Pragmatismus und Gleichberechtigung der Geschlechter. Zwar gibt es keine gesetzlichen Regulierungen zu Kopftuch oder *Niqab*, jedoch wird die Debatte um sie permanent hinsichtlich der Frage weitergeführt, ob das Tragen eines Kopftuchs Ausdruck niederländischer Toleranz ist oder ihr widerspricht und keinen Raum innerhalb der nationalen Narrative einnehmen kann. Gegner_Innen des Kopftuchs bestärken innerhalb der Narrative liberale niederländische Werte, wobei die Prinzipien der Toleranz dem Prinzip der Gleichberechtigung von Frauen und LGBTI untergeordnet werden, da sie durch die sichtbare Präsenz des Islam als gefährdet betrachtet wird. Dabei werden Toleranz und Neutralität zunehmend als Gegensätze empfunden. Befürworter_Innen des Kopftuchs sprechen sich einem multikulturellen Ansatz folgend für einen toleranten Umgang mit dem Kopftuch aus, auch wenn sie es überwiegend selbst als Zeichen einer ungleichen Behandlung von Männern und Frauen betrachten. Zudem versuchen sie die Bedeutung des Kopftuchs als Kleidungsstück zu minimieren, um es einer politischen Debatte zu entziehen und die Toleranz zu erhöhen. In der Debatte weisen Musliminnen aktiv auf die Widersprüche zwischen Toleranz und Pragmatismus innerhalb der niederländischen Narrative hin, betonen die Vereinbarkeit von Kopftüchern und einer niederländischen Zugehörigkeit und ergänzen die Debatte durch den Verweis auf die Diskriminierung Kopftuch tragender Musliminnen auf dem Arbeitsmarkt.

Deutschland

Kernelemente der deutschen Narrative sind unter anderem eine imaginierte kulturelle Homogenität der Bevölkerung, der Gleichberechtigung der Geschlechter, staatliche Neutralität gegenüber der Religionsausübung, ein Verständnis einer deutschen *Leitkultur* und ein Konzept der Integration, in dem sich (muslimische) Migrant_Innen sozialen Normen, kulturellen Symbolen und Gesetzen anpassen, um Teil der Gesellschaft werden zu können. Davon ausgehend wird das Kopftuch als eine Bedrohung problematisiert – Geg-

ner_Innen des Kopftuchs unterscheiden zwischen „Deutschen“ und „Muslim_Innen“.

Die einzelnen Bundesländer können Kopftuch tragende Musliminnen von öffentlichen Positionen im Bildungsbereich ausschließen und es zeichnen sich gegenüber Kopftuch tragenden Musliminnen auf dem Arbeitsmarkt zwei gegensätzliche Trends ab. Während der Staat zum einen den Ausschluss Kopftuch tragender Musliminnen in öffentlichen Institutionen toleriert, geht er gegen ihre Diskriminierung mit Hilfe des Antidiskriminierungsgesetzes auf dem privaten Arbeitsmarkt vor.

Innerhalb der deutschen Debatte wird das Kopftuch als Zeichen der Unterdrückung von Musliminnen wahrgenommen und ist Teil eines generellen Diskurses um den Islam und um Integration. Sie spiegelt die Schwierigkeit wider, zugleich Muslim_In und Deutsche_r sein zu können. Musliminnen in Deutschland setzen dem eine eigene Konstruktion von „Deutschsein“ entgegen, welche Diversität beinhaltet.

Korteweg und Yurdakul machen mit ihrer Arbeit deutlich, dass Akteur_Innen mit Diskursen über die Zugehörigkeit zu einem Nationalstaat nationale Narrative ergänzen, korrigieren und transformieren. Das Kopftuch stellt eine Herausforderung für die nationale Zugehörigkeit dar und verändert nationale Narrative durch das Aufkommen von Konflikten über nationale Zugehörigkeit. Latente Narrative werden im Rahmen von Debatten zum Kopftuch deutlich, da es in den untersuchten Ländern als eine Gefährdung wahrgenommen wird. Mit und auf den Debatten aufbauend wird öffentlich über nationale Zugehörigkeit verhandelt. Die Autorinnen stellen heraus, inwiefern Konzepte nationaler Narrative bestätigt, uminterpretiert oder zugunsten anderer Narrative abgelehnt werden und dadurch die Grenzen zwischen Inklusion und Exklusion von Bevölkerungsgruppen beeinflussen. In allen untersuchten Ländern werden Kopftuch tragende Musliminnen als nicht zur Gesellschaft zugehörig wahrgenommen. Dennoch versuchen sie auf bestehende nationale Narrative aufbauend dem zu widersprechen und positionieren sich als Teil der Gesellschaft, indem sie enge Definitionen nationaler Zugehörigkeit aufbrechen und neue Verständnisse in die nationalen Narrative hineinragen. Die nationale Zugehörigkeit wird in den einzelnen Nationen ausgehandelt, steht jedoch auch im Verhältnis von und im Austausch mit einem globalen Kontext.

Korteweg und Yurdakul weisen darauf hin, dass die Annahmen und die angewandte Methodik ihrer Analyse auch auf andere Länder und Aspekte übertragen werden kann und regen ausgehend von ihren Ergebnissen zu weiteren Forschungen an. So schlagen sie ethnografische und interaktionistische Arbeiten zu den Zusammenhängen zwischen nationalen Narrativen und

alltäglich empfundener Zugehörigkeit von Kopftuch tragenden Musliminnen vor, um Rückschlüsse auf die alltägliche Konstruktion von Zugehörigkeit ziehen zu können. Zudem weisen sie auf die Notwendigkeit hin, Formen politischer Partizipation Kopftuch tragender Musliminnen tiefer zu erkunden sowie transnationale Diskurse und Praktiken zu untersuchen.

Folke Brodersen

Laufenberg, Mike: Biomacht und Sexualität. Vom Sicherheitsdispositiv zur Politik der Sorge.

Bielefeld: transcript, 2014. – 368 S., ISBN 978-3-8376-2841-8, 29,99 €

Eines der zentralen Verdienste Michel Foucaults ist es zu zeigen, dass über die politische Technologie des Sexualitätsdispositivs menschliches Leben regiert wird. Mike Laufenberg folgt Foucaults vielschichtigen Spuren und verschiedenen Rezeptionen am Gegenstand der Sexualität, kontextualisiert diese theoretisch wie historisch und erweitert sie um Versatzstücke postmoderner Theorie und eine Situierung in der gegenwärtigen Formation des Kapitalismus. Das vorliegende Buch will so weder eine Schau des Gesamtwerks sein, eine bloße theoretische Einordnung Foucaults bieten noch eine letztgültig ‚wahre‘ Lesart herausstellen. Vielmehr verfolgt Laufenberg das Thema der Sexualität durch Foucaults Œuvre und überwindet dabei produktiv die restringierende Einteilung in Werkabschnitte, wie er auch auf verkürzte Darstellungen in Wissenschaft wie Politik hinweist. So kritisiert er ein ‚Vom-Akt-zur-Identität-Axiom‘ (138), das den Wechsel der Bestrafung des Aktes der ‚Sodomie‘ hin zur medizinisch-biologischen Vermessung, Behandlung und Abwertung einer Identität des ‚Homosexuellen‘⁶ nur als Beleg für den Konstruktionscharakter der Sexualität interpretiert. Nicht nur weist Laufenberg auf das durchaus vorhandene subjektive Selbstbild des Sodomiten hin und fragt nach einem möglichen Vorschub von Ex-gay-Bewegungen durch diese Argumentationsfigur, sondern er thematisiert auch die Leerstelle der realen Regulierungs- und Auslöschungserfahrung u.a. von protohomosexuellen Kindern (41ff.) – eine effektive Kritik biologistischer Diskurse, die im Sinne eines ‚born this way‘ (31) auch von schwullesbischen Aktivismen aufgenommen werden, kann so nicht gelingen. Es gilt so nicht die Existenz wirkmächtigen Wissens zu kritisieren, sondern durch Foucault die Produktionsordnung der Wahrheitsspiele in den Blick nehmen, ‚in

⁶ Vgl. Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen. Suhrkamp. 1983: S. 47.

denen die Grenzen des Leb- und Materialisierbaren auf dem Spiel und zur Disposition stehen'. (59) Der genannte Übergang wie Foucaults gesamte Arbeit ist nach Laufenberg entsprechend machtanalytisch und gesellschaftstheoretisch zu verstehen. Es ist danach zu fragen, wie die Sexualität in der Identität des Homosexuellen eingeeht und über dieses Sicherheitsdispositiv das Leben einer (Fremd-)Regierung zugänglich gemacht wird.

Die Immunologik des Sexualitätsdispositivs

In der modernen Normalisierungsgesellschaft ist es die Homologie und Verknüpfung von Gattungs- und Individualkörper, die eine Regierung über die gezielte Steigerung des Lebens möglich machen.⁷ Die liberale Biomacht, die so ‚zugleich totalisierend *und* individualisierend‘ (110; Hervorhebung im Original) wirkt, basiert auf diesem Begriff eines wachsenden und sogleich zu schützenden Lebens, wie Laufenberg anhand der biologischen und politischen Ideengeschichten von Darwin bis Comte und Hobbes bis Rousseau herausarbeitet. Die sich radikal entgrenzende Sexualität bedarf dabei einer besondere Regulierung, die jenseits einer thanatopolitischen Verstoßung des Pathologischen aus der Gesellschaft liegt. Eher operiert hier die immunologische Funktionsweise des Sexualitätsdispositivs. Anhand Roberto Espositos Thesen zur Immunisierung, die im staatstheoretischen wie medizinischen Diskurs des 16. Jahrhunderts ein Denken einer inneren Balance durch die Idee einer Stärkung des eigenen Körpers mithilfe kontrollierter anderer Fremdkörper, einem *phármakon*, ersetzt, betrachtet Laufenberg die Homosexualität. Durch den Einschluss dieser kontagiösen Sexualität wird ihre Dosierung wie die Regulierung des Sexuellen an sich möglich – die historische Bearbeitung der *heiligen Schar von Theben*, einer Eliteeinheit aus 150 mann-männlichen Liebespaaren, zeigt, wie die Sexualität durch den Diskurs der platonischen Liebe in homosozialer, männerbündischer Stärke gebannt wird. In dieser Ambivalenz eines entscherten Einschlusses, dem was Agamben als ‚Ausnahmestand‘ des *homo sacer* erscheint, ist, so Laufenberg, für das homosexuell Subjekte die Strategie der ‚Heteronormalisierung‘ (278) und der protektionistische Staat attraktiv. Im Sinne eines *phármakons* wird solch ein Wunsch nach Schutz beispielsweise in Form der ‚Homo-Ehe‘ sogleich für die Stabilisierung heteronormativer Strukturen in Dienst genommen. Durch den Einschluss der Homosexualität immunisiert sich die Gesellschaft gegen die Gefahr mannigfaltiger Beziehungen.

⁷ Vgl. ebd. S. 131ff.

Eine Ästhetik der Sorge entwickeln

Im Anschluss an die Analyse der Indienstnahme von sich aufschichtenden, alltäglichen Praxen für die Regierung der Subjekte, die entgegen einer makropolitischen Normsetzung eine absolute Immanenz und Eingelassenheit in die Verhältnisse betont, fragt Laufenberg nach der Möglichkeit des Widerstandes. So ist mit dem Akt des Wahrsprechens – die Äußerung gegen und außerhalb der Hegemonie setzt dabei auch die eigene Existenz aufs Spiel – eine kollektive Vielheit herstellbar, die gerade nicht als ‚Klasse an sich‘ schon vorher existiert. Die Kraftlinien des dahinterstehenden Begehrens eines sich deterritorialisierenden Lebens – und damit a-subjektiv in Affekten und jenseits von Identitätspolitiken oder einer der Binarität verhafteten Dekonstruktion gedacht – bilden dabei den Ausgangspunkt. Laufenberg zielt auf das ‚abwesende Anwesende‘ (219) des Sexes und das in der Hegemonie unverständliche ‚Gemurmel der anderen‘ (220) sowie die Überschreitung bestehender Körper und Lüste. Er nimmt dazu Foucaults Ansatz einer Mikropolitik des Homosexuell-Werdens auf. So erhoffte dieser in den schwulesbischen Bewegungen der 70er eine Etablierung anderer Subjektivitäten und eines dritten Raumes neben dem Staatlichen und dem Privaten. Hier scheint ‚die konkrete Utopie von Sexualität als *commons*, das heißt einem öffentlichen, gesellschaftlichen Gut auf‘. (239; Hervorhebung im Original) Laufenberg rekontextualisiert diese im neoliberalen Kapitalismus. So verschafft sich die Biopolitik einen Zugriff auf die Reproduktionsverhältnisse. Die Sexualität des *adult workers* ist zunehmend belanglos für die Produktion, für die in Familien, also im Privaten, abgesicherte Reproduktion aber absolut relevant. Die bioökonomische Dimension des *phármakons* der Homosexualität zeigt sich, wenn auch LGBT-Organisationen die Sexualität in Öffentlich und Privat spalten und damit einer Gouvernentalisierung Vorschub leisten, in der durch – als intime Bindung präsentierte – Privatheit und Konsumpraxen eine Vermittlung zwischen Autonomie und Sorge stattfindet (280). Angestrebt werden nicht mehr der Schutz vorm Staat und die Herstellung kollektiver Räume wie in den 70ern, sondern der Schutz vor der Gesellschaft und die Sicherung von Privilegien. Das hiervon ausgeschlossene prekäre Leben drängt dabei auf eine Veränderung und neue Formen der Sozialität, so Laufenberg. In diesem Sinne argumentiert er gegen eine Trennung von Politischem und Lebendigem – exemplarisch kritisiert er Hannah Arendts Qualifizierung des freien Lebens der Polis, die die Bedingungen des nackten Lebens des Oikos ignorieren würde – und sucht stattdessen nach einer Politik, ‚die nicht *über* das Leben herrscht, sondern *vom* Leben [und damit von der Sorge; F.B.] her zu denken wäre‘. (335, Hervorhebung im Original) Im Namen einer Foucaultschen ‚Ästhetik der Existenz‘ richtet sich das ‚Überleben‘ als Widerstand gegen die Ausübung der Biomacht und ‚gegen das, was man durch diese Ausübung selbst geworden ist‘.

(322) Laufenbergs Beispiele für eine solche neue Subjektivität, die in kollektiven Räumen des Lebbareren situiert sind, bilden Sorgepraxen in der AIDS-Krise der 80er. Diese vermeiden sowohl eine Sekurisierung kontagiöser Sexualität u.a. durch die Entwicklung von safer sex Praxen als auch eine Privatisierung von Sorge, wenn neue Optionen der Selbstregierung an den Grenzen von Staat, Zivilgesellschaft und Privatheit entstehen. So wird es entlang und durch das sexuelle Drängen möglich, der Erpressbarkeit des tödenden Kapitalismus zu entkommen und auch ein Leben jenseits normativer Beziehungen zu führen.

Laufenberg bietet so eine umfassende theoretische Grundlage für die Betrachtung der Funktionslogik der Sexualität. Auch wenn er in Teilen eine ausführliche Verortung zu weiteren an Foucault kritisch anschließenden Ansätzen schuldig bleibt – so zu Mebmbes Nekropolitik (166) – und vielerlei Fragen nur anreißen kann – wie es u.a. möglich wird, die Macht nicht zu begehren (129) –, bietet die vorliegende Arbeit vielfältige sexualpolitische Anregungen und wissenschaftliche Anschlussmöglichkeiten und steht überzeugend für eine (Re-)Fundierung queerer Theorie ein.

Eva Kalny

Ludin, Fereshta: Enthüllung der Fereshta Ludin: Die mit dem Kopftuch.

Berlin: Deutscher Levante Verlag, 2015. – 376 Seiten, ISBN 978-3943737219, 15,90 €

Deutschland: Bekleidungs Vorschriften für Frauen beseitigt

Beinahe zeitgleich erfuhr die deutsche „Kopftuchdebatte“ in der ersten Jahreshälfte zwei neue Impulse: Erstens entschied der Erste Senat des Bundesverfassungsgerichts mit seinem Beschluss vom 27. Januar 2015, dass auch Lehrkräfte in öffentlichen bekenntnisoffenen Gemeinschaftsschulen vom Recht, ein Kopftuch zu tragen, Gebrauch machen dürfen. Und zweitens veröffentlichte Fereshta Ludin, landesweit bekannt durch Medienberichte über ihren Rechtsstreit, mit Kopftuch unterrichten zu dürfen, ihre Autobiographie.

Bereits im September 2003 hatte der Zweite Senat des Bundesverfassungsgerichts entschieden, „Ein Verbot für Lehrkräfte, in Schule und Unterricht ein Kopftuch zu tragen, findet im geltenden Recht des Landes Baden-Württemberg keine hinreichend bestimmte gesetzliche Grundlage“, fügte aber hinzu, „Der mit zunehmender religiöser Pluralität verbundene gesellschaftliche Wandel kann für

den Gesetzgeber Anlass zu einer Neubestimmung des zulässigen Ausmaßes religiöser Bezüge in der Schule sein“ (2 BvR 1436/02). In der Folge verabschiedeten die Länder Baden-Württemberg, Niedersachsen, Saarland, Hessen, Bayern und Nordrhein-Westfalen Gesetze, die Lehrerinnen das Tragen eines Kopftuchs untersagten. Kopftuchtragende Lehrerinnen, die bereits unterrichteten, wurden gekündigt. Auf darauf folgende Klagen folgte am 27.1.2015 der Beschluss: „Der Schutz des Grundrechts auf Glaubens- und Bekenntnisfreiheit (Art. 4 Abs. 1 und 2 GG) gewährleistet auch Lehrkräften in der öffentlichen bekenntnisoffenen Gemeinschaftsschule die Freiheit, einem aus religiösen Gründen als verpflichtend verstandenen Bedeckungsgebot zu genügen, wie dies etwa durch das Tragen eines islamischen Kopftuchs der Fall sein kann.“ (1 BvR 471/10 und 1 BvR 1181/10). Das Leid, das diese regionalen Gesetzgebungen für betroffene Frauen bedeutete, wurde bereits 2009 in einem Bericht von Human Rights Watch dokumentiert.

Fereshta Ludins Autobiographie zeigt die persönliche Seite eines „Falls“, der vor allem durch die Medien bekannt ist: Die Lehrerin wird im Herbst 1972 als Kind einer angesehenen afghanischen Familie geboren. Ihre Mutter gehört zu den ersten Frauen des Landes, die in den 1950er Jahren studieren, sie arbeitet als Lehrerin und veröffentlicht Artikel und Gedichte. Ihr Vater studiert in den USA Bauingenieurwesen, lernt bei seiner Rückkehr nach Kabul die Familie der bereits mehrfach ausgezeichneten Lehrerin kennen und hält um ihre Hand an. Der König Afghanistans überträgt dem jungen Ingenieur die Aufgabe, den Bau eines Staudamms zu leiten, der bis heute Kabul mit Trinkwasser versorgt. Mit 37 Jahren wird er der jüngste Minister Afghanistans und ist unter anderem für den Aufbau der Infrastruktur zuständig. Zu Ludins Kindheitserinnerungen zählt, dass ihre Mutter das gesamte Einkommen der Familie verwaltet, und dass zu den Mitbewohnern und Spielgefährten sowohl ein Papagei als auch ein Hund zählen. Die Eltern legen Wert darauf, dass die Kinder in der Schule auch enge Kontakte zu Kindern aus ärmlichen Verhältnissen und anderen ethnischen Gruppen haben.

Unter der Folgerregierung wird ihr Vater 1977 als Botschafter Afghanistans nach Deutschland entsandt und ist auch für die Schweiz, die Niederlande und Schweden zuständig. So lernt die Fünfjährige bei einem Staatsbesuch den schwedischen König kennen.

Mit der Machtübernahme der Kommunisten im April 1978 ändert sich die Situation der Familie abrupt, der Vater legt seine diplomatischen Funktionen nieder und die Familie beschließt, vor neuen Entscheidungen eine Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen. Nur der älteste Sohn bleibt zum Studium in Deutschland. In Saudi-Arabien findet Ludins Vater eine Anstellung und das

Mädchen wird eingeschult. Ludins Beschreibungen der Schule schwanken zwischen Freude über die Möglichkeit zu lernen, Diskriminierungserfahrungen sowie Angst vor strengen und autoritären Erziehungsmethoden. Als der Vater 1979 an einem Herzinfarkt verstirbt, ist die Familie vor neue Herausforderungen gestellt. Ludins Mutter spricht weder Arabisch noch Englisch, ist nun Alleinerzieherin und hat in Saudi-Arabien keine Möglichkeit, einer bezahlten Arbeit nachzugehen. Der älteste Sohn der Familie beschließt für die Familie zu sorgen, er selbst ist 17 Jahre alt.

Der frühe Tod des Vaters führt bei dem Mädchen zu einer intensiven Auseinandersetzung mit Fragen nach Leben, Tod, Gott und Religion. Bald darauf folgt die Heirat des ältesten Bruders mit einer Katholikin aus den USA, seine Frau kommt nach Saudi Arabien um bei der Familie zu leben. Die Unterschiede innerhalb des Islams zwischen Saudi Arabien und Afghanistan, das Erleben von Diskriminierung in Saudi Arabien sowie das Zusammenleben mit einer Christin vertiefen diese Reflexionen. Der Krieg zwischen dem Iran und Irak, die Unterstützung der Mudschaheddin in Afghanistan durch Saudi Arabien und deren Krieg gegen die sowjetische Besatzung lösen bei dem Kind Fragen nach der Vereinbarkeit von Islam und Krieg aus. Dabei lernt Ludin, dass kritische Fragen in einer absoluten Monarchie ohne Trennung zwischen Staat und Religion mit Inhaftierung geahndet werden können. Das Mädchen argumentiert mit ihren Lehrerinnen – ohne Erfolg – gegen das Tragen eines Gesichtsschleiers. In ihrer Kindheit tragen weder ihre Mutter noch ihre Schwestern oder Tanten ein Kopftuch. Zwar hatte ihre Mutter in ihrer Jugend in Afghanistan außer Haus einen Tschadari getragen, doch wurde dem keine religiöse Bedeutung beigemessen, und als diese Vorschrift 1961 aufgehoben wurde, orientierte sie sich an westlicher Mode. Bereits als junges Mädchen lernt Fereshta Ludin also sehr unterschiedliche Kleidungsstile kennen und „Ich musste herausfinden, wie mein persönlicher Stil aussehen könnte, wusste zugleich aber ganz genau, dass ich ihn nicht aus gesellschaftlichem Druck, sondern nur aus eigener, tiefer Überzeugung heraus entwickeln wollte“. (S 98) Sie beschließt mit 12 Jahren, ihr Haar zu bedecken.

Auf Grund zunehmender Probleme in Saudi Arabien – u.a. erhält Fereshta Ludin als Ausländerin keinen Schulplatz – beschließt die Familie, wieder nach Deutschland zu gehen und dort Asyl zu beantragen. Und obwohl sich das Mädchen mit der zuständigen Dame des Sozialamts in perfektem Englisch unterhalten kann, möchte diese nur ihr Alter wissen und weist sie in die Hauptschule ein. Die intellektuell völlig unterforderte 14-Jährige wird letztendlich nach Vorlage von Übersetzungen ihrer ausgezeichneten Zeugnisse durch Intervention der Schulleitung an eine Gesamtschule versetzt.

Die Beschreibung der nun folgenden Schul- und Ausbildungsjahre zeigt die strukturellen Probleme eines Bildungssystems, dass Kinder, die als fremd wahrgenommen werden, ausgrenzt und diskriminiert, ihre Fähigkeiten nicht anerkennt bzw. sich für diese nicht einmal interessiert und dieselben Kinder dann als Problemfälle abstempelt. Dem gegenüber steht das Engagement von Einzelpersonen, ohne deren Unterstützung eine positive Bildungskarriere unwahrscheinlich bis unmöglich ist. Die dreisprachige und interkulturell erfahrene Jugendliche erfährt nun auch erstmals Diskriminierung und Beschimpfungen im öffentlichen Raum auf Grund ihres Kopftuchs: „Ich hatte nicht damit gerechnet, in Deutschland aufgrund meines Glaubens und meiner Herkunft solche Erfahrungen machen zu müssen, denn ich dachte immer, ich könnte hier ganz unbeschwert und frei leben. Auch merkte ich, dass das Kopftuch hier in der Schule eine ganz andere Bedeutung bekam, als ich das bisher kannte“ (S. 113f). In dieser Zeit beginnt der Druck, unter besonderer Beobachtung zu stehen und wesentlich strenger bewertet zu werden als andere Menschen. Während die Anfeindungen anhalten, stellt der Mauerfall – die Schülerin besucht nun ein Gymnasium – besonders in Frage, wer und wie Deutsche zu sein haben: Eine neue Mitschülerin aus Leipzig outet sich als bibellesende Christin und kleidet sich konservativ, sie wird von der Klasse ausgegrenzt.

In ihrer Freizeit erteilt die Jugendliche in einem afghanischen Verein Religionsunterricht auf Deutsch und unterstützt damit Kinder, die meist kaum etwas über Islam wissen, sich vor ihrer mehrheitsdeutschen Umgebung aber beständig als Muslime rechtfertigen müssen.

Auf die Verlobung mit einem deutschen Lehramtsstudenten und Konvertiten folgte die Hochzeit, und auch in Ferestha Ludin entsteht der Wunsch, Lehrerin zu werden. Das Studium von Deutsch, Englisch, Gemeinschaftskunde/Politikwissenschaft an der Pädagogischen Hochschule wird durch Fabrikarbeit in den Ferien finanziert. Auch an der Pädagogischen Hochschule erfährt die Studentin durch Lehrende stereotype Zuschreibungen, Diskriminierungen und Erniedrigungen als Muslimin. Gleichzeitig erhält sie Unterstützung bei ihrem Kampf um einen Refendariatsplatz, welcher ihr wegen ihres Kopftuchs verweigert werden soll. Hier beginnt die Erfahrung der jungen Frau mit den Medien: Ein lokaler Bericht macht schnell die Runde, und bald äußern sich Entscheidungsträger_innen unterschiedlicher Länder zur Frage eines Kopftuchverbots für Lehrerinnen. Die Studentin erhält einen Refendariatsplatz und trifft an der Schule auf ein teilweise unterstützendes und weltoffenes Umfeld. Die Medien aber lassen nicht mehr ab von Ludin, von nun an wird sie wiederholt das Opfer von großteils respektloser und zudringlicher Berichterstattung, Journalisten verfolgen sie bis an die Wohnungstür. Gleichzeitig nehmen Anfeindungen

im öffentlichen Raum zu. Fereshta Ludin wählt einen für muslimische Frauen mit Kopftuch häufigen Ausweg: sie entscheidet sich für ein Auto, um sich den belastenden Situationen am Schulweg nicht weiter auszusetzen.

Den massiven Anfeindungen in den Medien stehen liebevolle Reaktionen der Schulkinder gegenüber, doch gleichzeitig steigen der Leistungsdruck und das Gefühl permanenter Beobachtung. Die Schulaufsichtsbehörde entscheidet, Fereshta Ludin habe „mangelnde persönliche Eignung“ für das Lehramt, da sie auf dem Tragen des Kopftuchs beharre. Die Begründung, Lehrer hätten ein Vorbild für Toleranz zu sein, und wer dazu erziehen will, müsse es auch vorleben (S. 256) kann angesichts der Schulerfahrungen von Fereshta Ludin wohl nur als zynisch bezeichnet werden.

Ludins Autobiographie wirft nicht nur ein erschütterndes Bild auf das deutsche Schulsystem. Die Schilderung der Journalisten, ihre mangelnden Recherchen, ihre Zudringlichkeit und Respektslosigkeit sowie Erpressungsversuche erinnern an Günter Wallraffs Anti-BILD-Trilogie, und dies trifft auch für seriösere Medien zu. Die Konsequenzen reichen bis zur Androhung von Gewalt inklusive Vergewaltigung und verweisen auf den zutiefst frauenfeindlichen Aspekt der „Kopftuchdebatte“. An zahlreichen Stellen des Buchs beschreibt die Autorin, wie sie in unterschiedlichen Situationen nicht als Mensch wahrgenommen wird, ihre Stimme nicht gehört wird, ihre Argumente und Inhalte verzerrt werden, bei ihrem Gegenüber nicht ankommen – Assoziationen mit Spivaks „Can the subaltern speak?“ (Spivak 1988) drängen sich auf. Fereshta Ludins Buch ist ein Versuch mehr, sich Gehör zu verschaffen und die Folgen deutscher Medien und Rechtspolitik als muslimische Frau mit Kopftuch darzulegen. Diesen Schritt zu setzen ist mutig. Die Offenlegung privater Konsequenzen und der Gefühle von Machtlosigkeit, Verzweiflung und Beharrlichkeit – „Es ging um meine Würde. War das nicht das höchste Gut, das man hatte?“ (S. 263) – ist bewundernswert. Die zahlreichen Lesungen mit positiven Reaktionen und die Mehrheit der Buchrezensionen lassen hoffen, dass diese außergewöhnliche Anstrengung Früchte trägt.

Human Rights Watch (HRW)

2009 Deutschland. Diskriminierung im Namen der Neutralität. Kopftuchverbot für Lehrkräfte und Beamtinnen in Deutschland. New York, Berlin: Human Rights Watch. http://www.hrw.org/sites/default/files/reports/germany0209dewebcover_2.pdf, zuletzt aufgerufen am 15.1.2013.

Ludin, Fereshta & Sandra Abed

2015 Enthüllung der Fereshta Ludin. Die mit dem Kopftuch. Berlin: Deutscher Levante Verlag.

Spivak, Gayatri Chakravorty

1988 Can the Subaltern speak? In: C. Nelson & L. Grossberg (Hrsg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*, S. 271-313. Urbana: University of Illinois Press.

Benedikt Wolf

Tholen, Toni: Männlichkeiten in der Literatur. Konzepte und Praktiken zwischen Wandel und Beharrung.

Bielefeld: transcript, 2015. – 218 S., ISBN 978-3-8376-3072-5, 29,99 €

»Die Männlichkeitsforschung steckt auch hierzulande nicht mehr in den Kinderschuhen« (S. 7), konstatiert Toni Tholen im Vorwort zu seinem neu vorgelegten Buch. Vor dem Hintergrund einer begonnenen – und keineswegs abgeschlossenen – Ausdifferenzierung im transdisziplinären Forschungsfeld der Männlichkeitsstudien ist das Erscheinen eines Buches, das sich explizit literaturwissenschaftlich dem Thema nähert, begrüßenswert. Nach der Publikation und Diskussion für das Feld so bedeutender Theorietexte wie Judith Butlers *Das Unbehagen der Geschlechter* (1990, dt. 1991), Raewyn Connells *Der gemachte Mann* (1995, dt. 1999), George L. Mosses *Das Bild des Mannes* (1996, dt. 1997) und Pierre Bourdieus *Die männliche Herrschaft* (1998, dt. 2005) scheint es an der Zeit, dass sich die Literaturwissenschaft an die detaillierte Analyse literarischer Männlichkeiten und deren methodologische Reflexion macht. Wichtige Studien im Bereich der neueren deutschen Literatur beziehen sich in ihren Analysen dabei vornehmlich auf literarische Texte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.⁸ Tholens Konzentration auf Texte aus einem Zeitraum von den 1960er Jahren bis in die Gegenwart verspricht neue Einblicke sowohl in kulturellen Wandel von Männlichkeiten im Zusammenhang der Epochenumbrüche seit 1968 als auch in die Schreibweisen, die diesen Wandel reflektierten und mit hervorbringen.

In seinem Vorwort geht Tholen von der seit längerem in der Männlichkeitsforschung ungebrochenen Rede von einer »Krise des Mannes« bzw. »der Männlichkeit« (S. 7) aus und weist auf zwei mögliche Bedeutungsebenen hin: »Krise der Männlichkeiten« könne sowohl als Diagnose eines »Brüchigwerden[s] traditioneller Vorstellungen vom ›starken‹, herrschenden Geschlecht« in Anschlag gebracht werden als auch auf das Nachdenken über die »möglichen

⁸ Vgl. z.B. Walter Erhart: *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*, München 2001; Toni Tholen: *Verlust der Nähe. Reflexion von Männlichkeit in der Literatur*, Heidelberg 2005; Birgit Dahlke: *Jünglinge der Moderne. Jugendkult und Männlichkeit in der Literatur um 1900*, Köln 2006; Maja Razbojnikova-Frateva: »Jeder ist seines Unglücks Schmied«. Männer und Männlichkeiten im Werk Theodor Fontanes, Berlin 2011. Mit neueren Texten befassen sich z.B. Ildikó Vékony: *Literarische Männlichkeitsentwürfe. Zur ästhetischen Inszenierung von Männlichkeit in der bundesdeutschen Prosaliteratur um 1980*, Königstein/Taunus 2006; Sven Glawion: *Heterogenesis. Männlichkeit in deutschen Erzähltexten 1968-2000*, Darmstadt 2012.

Konsequenzen und Implikationen der Krise« (S. 7) führen. Von diesem Blickpunkt aus entwickelt der Verfasser die Leitfrage, unter die er das Buch stellt: »Führt sie [die Krise] zu einem Wandel der Konzepte und Praktiken von – heteronormativer – Männlichkeit oder resultiert aus ihr nichts anderes als die Rückkehr zu einer Wiederherstellung überkommener Formen männlicher Dominanz?« (S. 7). Tholen geht es in seinen Untersuchungen dabei dezidiert um das Herausarbeiten eines »utopische[n] Potenzial[s] im Hinblick auf eine andere männliche Existenzweise« (S. 8) – eine Formulierung, die zum einen klar Position bezieht gegen die »Resouveränisierung« (Edgar Forster, vgl. S. 45-48) hegemonialer Männlichkeit, zum anderen in der »andere[n] männliche[n] Existenzweise« aber auch die Grenzen der Kritik erahnen lässt.

Bei Tholens Buch handelt es sich nicht um eine systematisch ausgerichtete Studie, sondern um eine Zusammenstellung bereits publizierter Aufsätze (mit einer Ausnahme) aus dem Zeitraum 2009-2015. Es lassen sich grob drei Themenblöcke ausmachen, nach denen die Beiträge im Buch angeordnet sind. Auf eine Reihe von Texten, die sich mit theoretischen, konzeptionellen und methodologischen Fragen zur literaturwissenschaftlichen Männlichkeitsforschung befassen, folgen drei Beiträge, die den Fokus auf den Konnex von Vaterschaft und Autorschaft legen und die auch inhaltlich das Kernthema des Buches abstecken, auf das Tholen in vielen der anderen Texte immer wieder zurückkommt. In einem dritten Block folgt eine Reihe von Aufsätzen mit eher heterogener Thematik, die sich u.a. mit marginalisierter Männlichkeit, mit Männlichkeiten in Texten weiblicher Autorinnen und den Selbstverortungen André Gorz' und Roland Barthes' beschäftigen.

Tholen entwirft in einem herausragenden Aufsatz zu »Männlichkeiten in der Literatur« eine Konzeptualisierung literaturwissenschaftlicher Männlichkeitsforschung, die jeder_m, der_die sich in die Thematik einarbeiten möchte, vorbehaltlos zur Lektüre empfohlen sei. Ausgehend von der in den Sozialwissenschaften entwickelten Einsicht in die Konstruiertheit von Geschlecht im Allgemeinen und Männlichkeit im Besonderen skizziert der Verfasser zentrale Eckpunkte für die literaturwissenschaftliche Männlichkeitsforschung: Männlichkeit sei mit Connell grundsätzlich in ihrer »doppelten Relationalität« (S. 13) gegenüber Weiblichkeit und gegenüber alternativen Männlichkeiten zu fassen, woraus die Forderungen für die Textanalyse schlüssig abgeleitet werden, Männlichkeiten in textuellen »Konfiguration[en]« (S. 14), also im Beziehungsgeflecht der literarischen Figuren zu analysieren und stets die ästhetischen Strategien der Texte mit in den Blick zu nehmen, die an der Inszenierung bestimmter Männlichkeitsbilder arbeiten, und so mit dem genuin literarischen ästhetischen Überschuss zu rechnen, der den Männlichkeiten von Figuren u.U. Brüche und Ambiguitäten einschreibt. In einem weiteren konzeptionellen

Beitrag zu »Männlichkeiten und Emotionen« warnt der Verfasser schlüssig vor einer vorschnellen Beurteilung von Emotionen als »männlich« bzw. »weiblich« und mahnt eine »genaue[] Text- und Kontextarbeit« (S. 35) an.

Die Aufsätze zum Zusammenhang von Vaterschaft und Autorschaft gehen von dem sozialwissenschaftlichen Befund eines »Einstellungswechsel[s] im Verhältnis von männlicher Berufs- und familiärer Sorgearbeit« (S. 8) aus und setzen sich mit autobiographisch akzentuierten Romanen und Tagebuchtexten von Rolf Dieter Brinkmann, Peter Handke, Hanns-Josef Ortheil, Durs Grünbein und Karl Ove Knausgård auseinander. Tholen interessiert sich hier besonders dafür, wie die jeweiligen Autoren bzw. Figuren ihre neue Rolle als Vater vor dem Hintergrund zeitgenössischer Diskurse über »Neue Väter« reflektieren, wie sie gegenüber ihren (durchgehend weiblichen) Partnerinnen und ihren kleinen Kindern ihre schriftstellerische Autonomie aushandeln und – dieser Aspekt führt zu den interessantesten Ergebnissen – wie sich ihre Poetiken im Verhältnis zur neuen Situation als »Familienmänner« (Erhart) ändern: Als Tendenz macht Tholen eine Abwendung vom genialisch-»männlichen« Entwurf des »Großen Werks« und eine Hinwendung zu der Fragmentierung ihrer Arbeitszeit und ihres Arbeitsraums angemesseneren und sie spiegelnden kleineren Formen aus.

In weiteren Beiträgen analysiert Tholen u.a. in sehr konziser Weise marginalisierte Männlichkeit in W.G. Sebalds *Austerlitz* (2001) und betrachtet Männlichkeitsbilder in Marlene Streeruwitz' *Kreuzungen* (2008), Annette Pehnts *Mobbing* (2007) und Helene Hegemanns *Axolotl Roadkill* (2010).

Tholens Buch bietet mit den konzeptionellen Aufsätzen zu einer literaturwissenschaftlichen Männlichkeitsforschung und den Lektüren einer Vielzahl von Texten der Gegenwartsliteratur einen anregenden Einblick in ein spannendes und ergiebiges Feld der literaturwissenschaftlichen Geschlechterforschung. Einige fragwürdige Verallgemeinerungen wie die der »Urangst aller Männer, impotent zu sein« (S. 107) wären dabei noch einmal zu überprüfen.

Bei allen Vorzügen, die Tholens Buch hat, vollzieht seine Konzeption der Männlichkeitsforschung eine signifikante Begrenzung ihres kritischen Potentials. Ich möchte daher einige Überlegungen grundsätzlicher Art anschließen, die sich auf die Konzeption von Männlichkeitsforschung beziehen, wie sie in Tholens Buch – aber nicht nur dort – kenntlich wird. Wenn die Männlichkeitsforschung sich selbst als *Kritische* Männlichkeitsforschung versteht, so stellt sich die Frage nach der Reichweite und dem Charakter ihrer Kritik. In Tholens Beiträgen finden sich an einigen Stellen Hinweise, die den Weg hin zu einer Transformation tradierter Männlichkeit in einer »konstruktiven und authentischen Dialogkultur zwischen den Geschlechtern« (S. 47, ähnlich S. 149f.) sehen. Tholens Version der Männlichkeitsforschung übt, das geben solche Formulierungen zu erkennen,

(liberale) Kritik an den *Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis*. Die *Verfasstheit* der Geschlechterordnung, und das heißt auch die Positionen ›Mann‹ und ›Frau‹ selbst, ihre *inhärente* Hierarchisierung und ihre unhinterfragte wechselseitige Bezüglichkeit, mithin Heteronormativität, wird so gerade nicht Gegenstand einer (radikalen) Kritik.

Die Ausblendung der Heteronormativitätskritik wird vor allem daran deutlich, was der Verfasser als utopisch herausarbeitet und an welchen Stellen er einen Mangel an utopischer Perspektive konstatiert: Wenn Grünbein beschreibt, wie er seine Tochter im Kinderwagen schiebt, dann habe das »utopische Ausstrahlung« (S. 74, ähnlich S. 86 zu Brinkmann, S. 91 zu Handke, S. 97 zu Ortheil); andererseits gelange der (homosexuelle, S. 213) Roland Barthes mit seiner »Abneigung gegen ein Leben und Arbeiten als Familienmann« (S. 212) nicht zu der »weiterführende[n] Frage [...] nach einer möglichen Verbindung von Familienmännlichkeit und intellektueller Arbeit [...], nach einer Lebenskunst von Männern, die die (familiale) Sorge um andere anders als bisher ins Verhältnis mit der Sorge um sich selbst setzen würden« (S. 213). Das utopische Potential scheint in dieser Lesart der Männlichkeitsforschung durchgehend im Rahmen der (im Übrigen bürgerlichen und *weißen*) heterosexuellen Kleinfamilie zu suchen zu sein.

Symptomatisch für eine solche Blickrichtung scheint mir das wiederholte Fehlen der subordinierten Männlichkeit in der Aufzählung der Connellschen Männlichkeitsformen (S. 8, 15, 39, 52). Bei der subordinierten Männlichkeit handelt es sich nach Connell um eine Form der Männlichkeit, die als ein Ergebnis der »Dominanz heterosexueller Männer und d[er] Unterordnung homosexueller Männer«⁹ bestimmt ist. Subordinierte Männlichkeit und Homosexualität überhaupt kommen in Tholens Buch beinahe nirgends zur Sprache. Eine Kontrastierung der für das Buch zentralen heterosexuellen ›Neuen Väter‹ durch die Vaterschaft homosexueller Väter¹⁰ hätte die Analysen erweitern und die Einschränkung utopischer Potentiale auf eine Utopie der Geschlechter*gleichheit* korrigieren können.

Dabei führt die Ausblendung der Heteronormativitätskritik zu einer Einschränkung nicht nur der Kritik, sondern auch der Textanalyse: Im Zuge der Lektüre von Helene Hegemanns *Axolotl Roadkill* (2010), die im Kontext der Zielstellung

⁹ Robert W. [Raewyn] Connell: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, 2. Aufl., Opladen 2000, S. 99.

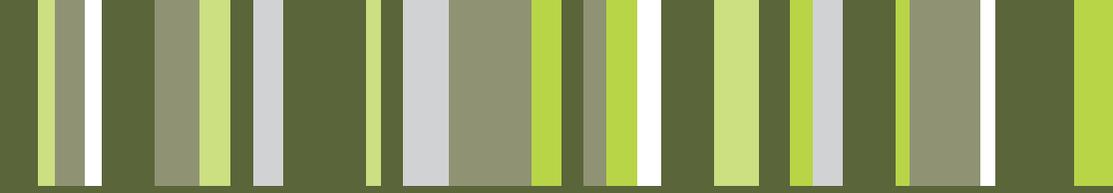
¹⁰ Vgl. für einen autobiographischen Text, der schwule Vaterschaft thematisiert z.B. Joachim Helfer/Rashid al-Daif: *Die Verschulung der Welt. Rede gegen Rede*. Beirut–Berlin, Frankfurt a.M. 2006.

steht, »einem vergleichenden Dialog zwischen den weiblichen und männlichen Perspektiven und Stimmen den Weg zu bereiten« (S. 167), kapituliert der sich explizit als männliches Subjekt positionierende Wissenschaftler in einer aporetischen Geste vor der exzessiven Sexualität der weiblichen Protagonistin des Romans: »Er [der halluzinatorische weibliche Blick] entlässt zuletzt den männlichen Leser, mich, mehr als irritiert, ja geradezu verstört aus der Lektüre eines Textes, bei der ich bemerke, wie mir alle Kategorien kritischer, selbstreflexiver Männlichkeitsforschung entgleiten« (S. 173). Mifti, die Protagonistin des Romans, verweigert sich in ihrem Schreiben durchgehend und provokativ jenem »konstruktiven und authentischen« Dialog zwischen Mann und Frau, wie er der liberalen Kritik vorschwebt: Weit davon entfernt, eine »Geschlechtertextur« zu entwerfen, die »sich [...] als eine vollkommen entdifferenzierte zu erkennen gibt« (S. 172), bezieht sich die »stockbisuell[e]«¹¹ Mifti in ihrem Leben und Schreiben in erster Linie auf Frauen – die verstorbene Mutter, die Freundin Ophelia, die ferne Geliebte Alice – und beschränkt ihren Kontakt zu Männern im Wesentlichen auf Sexualekontakte. Eine solche Figur scheint in der Perspektive liberaler Kritik nicht mehr lesbar. Ein heteronormativitätskritischer Ansatz der Männerforschung, der die zwanghafte Geschlechterbinarität selbst in den Blick nimmt und kritisiert, wäre hier gerade nicht gezwungen zu kapitulieren, sondern könnte mit der Arbeit beginnen, die kritischen Potentiale freizulegen, die aus der literarischen Entmachtung der Männlichkeit hervorgehen.¹²

Tholens Buch leistet in seinen hervorragenden konzeptuellen Teilen, in der Erschließung von Texten der Gegenwartsliteratur und in der eindrücklichen Thematisierung so relevanter Aspekte wie des Konnex von ›neuer‹ Vaterschaft und Autorschaft, marginalisierter Männlichkeit oder der Perspektiven weiblicher Autorinnen auf Männlichkeiten einen wichtigen Beitrag für die literaturwissenschaftliche Männlichkeitsforschung. In der Ausblendung der Heteronormativitätskritik allerdings erweist sich diese Version der Männlichkeitsforschung auch als begrenzt – und zwar nicht nur in theoretischer, sondern auch in lektürepraktischer Hinsicht.

¹¹ Helene Hegemann: *Axolotl Roadkill*. Roman, Berlin 2011, S. 133.

¹² Vgl. zum (hetero)normativitätskritischen Potential von *Axolotl Roadkill* Emily Jeremiah: *The Case of Helene Hegemann: Queerness, Failure, and the German Girl*, Seminar 49/4 (2013), S. 400-413.



Der Band thematisiert die Wechselwirkungen zwischen Wohlfahrtsstaat, Arbeitsmarkt und Geschlechterverhältnissen. Im Zentrum stehen die Dynamiken von Freisetzung und Entsicherung nach dem Ende des Ernährermodells. Teil I lotet die ambivalenten Folgen der Feminisierung und Prekarisierung von Arbeitsmärkten und der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses aus. Das post-wohlfahrtsstaatliche Leitbild der universalen Erwerbsbürgerschaft zieht eine »Care-Lücke« nach sich. Die Regulierung und Neuverteilung von Care zwischen Familie, Markt und Staat werden in Teil II behandelt. Die Beiträge in Teil III befassen sich mit den geschlechterpolitischen AkteurInnen und Implikationen dieser Transformationen.

Eva Nadai / Michael Nollert (Hrsg.)
Geschlechterverhältnisse im Post-Wohlfahrtsstaat

Reihe: Arbeitsgesellschaft im Wandel,
 hrsg. von B. Aulenbacher und B. Riegraf
 2015, 214 Seiten
 broschiert
 € 29,95
 ISBN 978-3-7799-3044-0
 Auch als [E-Book](#) erhältlich

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA

Aus dem Inhalt:

Einleitung: Un/Abhängigkeit, Un/Sicherheit, Emanzipation.
 Geschlechterverhältnisse im Post-Wohlfahrtsstaat

Entsicherte Arbeitsmärkte und die Erosion des Ernährermodells

„Vermarktlichung“ und „Subjektivierung“. Eine widersprüchliche und spannungsreiche Rahmung für Geschlechterverhältnisse „Verkehrte Familie“. Familienernährerinnen im Kontext der Aufkündigung des männlichen Ernährermodells „von unten“ im Post-Wohlfahrtsstaat Prekarisierung als Herausforderung der Geschlechterforschung

Arbeit, Zeit und Geld – Regulierung und Verteilung von Care

Multi-optionale Familienpolitiken in europäischen Wohlfahrtsstaaten Sozialpolitik und Geschlechterungleichheit in der intergenerationalen Pflege. Ein europäischer Vergleich
 Geschlechtsspezifische Verteilung der Arbeitszeit. Regionale Variationen in der Schweiz und Einflussfaktoren
 Globalisierte Care-Arrangements in Schweizer Privathaushalten

Geschlechterpolitik im Post-Wohlfahrtsstaat

Staatsbürgerschaft im Wandel. Maternalismus in der Sozialinvestitionsperspektive
 Frauenbewegte Akteurinnen im wohlfahrtsstaatlichen Politikwandel



Bestellcoupon

Ich/wir bestellen von Beltz Juventa

Expl. Eva Nadai / Michael Nollert (Hrsg.)
Geschlechterverhältnisse im Post-Wohlfahrtsstaat
 € 29,95; ISBN 978-3-7799-3044-0

Bitte senden Sie mir regelmäßig Informationen über neue Beltz Juventa-Bücher per E-Mail

Meine Anschrift:

.....

E-Mail:

X
 Datum/Unterschrift

Mit Beiträgen von:

- Gesine Fuchs
- Jane Jenson
- Ute Klammer
- Eva Nadai
- Hildegard Maria Nickel
- Michael Nollert
- Birgit Pfau-Effinger
- Steven Saxonberg
- Sarah Schillinger
- Tina Schmid
- Susanne Völker



Bitte richten Sie Ihre Bestellung an
 RML Rhenus Medien Logistik GmbH & Co. KG
 Justus-von-Liebig-Str. 1
 86899 Landsberg am Lech
 Tel. 08191/97000-622
 Fax:08191/97000-405
 E-Mail: bestellung@beltz.de